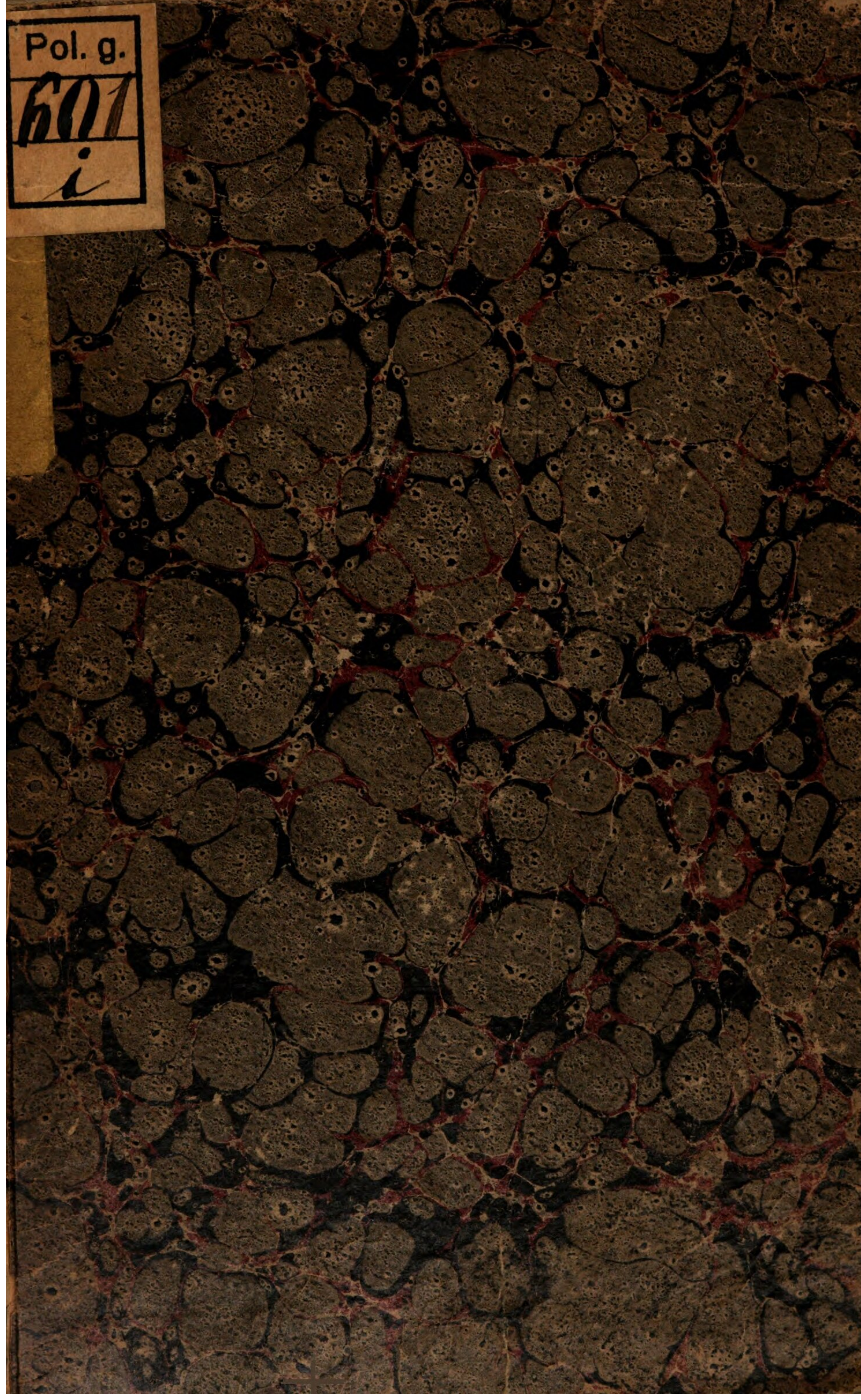


Pol. g.

601

i



Pol. g. 601 ⁱ₌

Maistre

<36607211030012

<36607211030012

Bayer. Staatsbibliothek



1001

Gespräch

über

den Krieg.

Aus den Petersburger Abenden

des

Grafen Joseph de Maistre.

Herausgegeben von

EUGEN VON BREZA.



BERLIN,

Verlag von Isidor Rocca.

1851.

Gespräch

über

den Krieg.

Aus den Petersburger Abenden

des

Grafen Joseph de Maistre.

Herausgegeben

von

EUGEN VON BREZA.

De Maistre est le Voltaire des honnêtes gens.
Le Vicomte DE BONALD.



BERLIN,

Verlag von Isidor Rocca.

1851.

Geograph

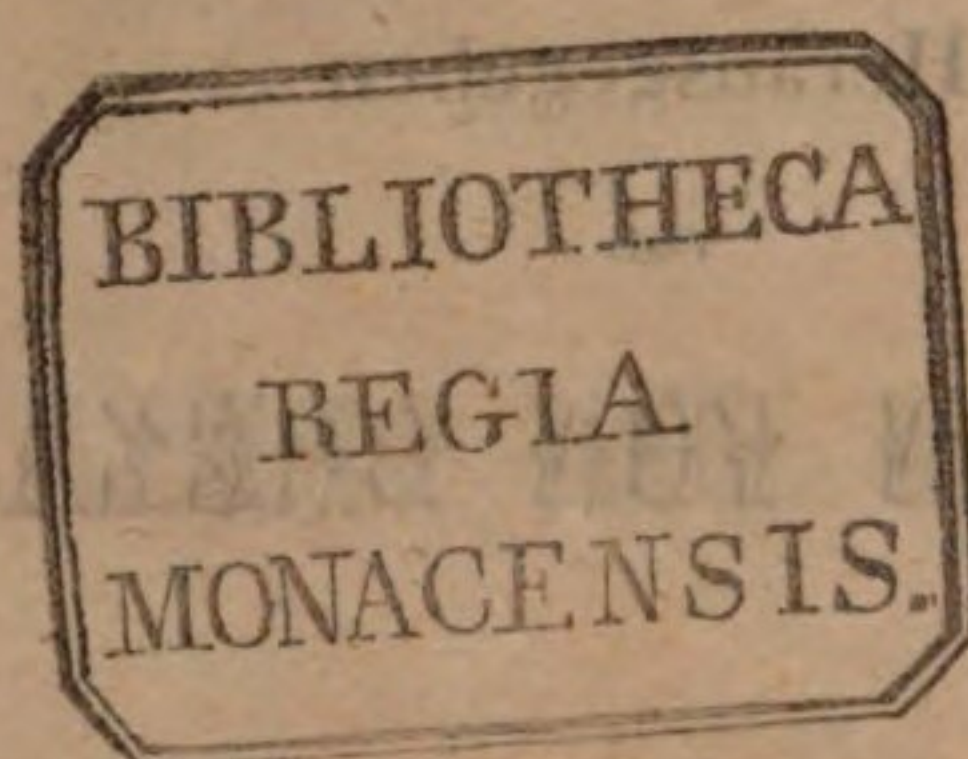
über

den Krieg.

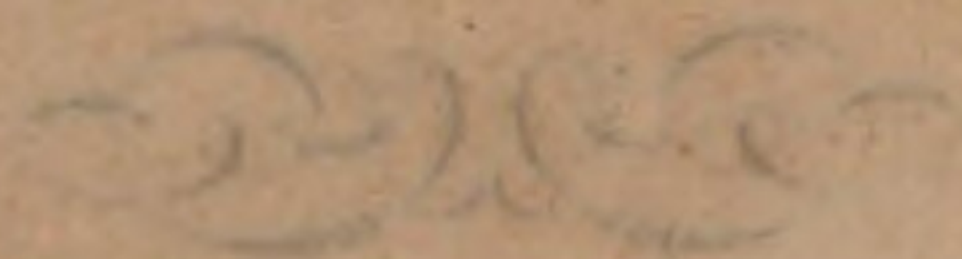
Aus den Petersburger Abenden

des

Ersten Joseph de Maistre.



Das Original ist in der Bibliothek des Königs
zu München.



München

Verlag von J. Neumann, Neudamm

1804

Den

Herren Officiieren

des

Königlich Preussischen Heeres

widmet diese Uebersetzung

der Herausgeber.

Am Geburtstage
Seiner Königlichen Hoheit
des
PRINZEN VON PREUSSEN.
Berlin 1851.

Don

Herrn Offizieren

des

Königlich Preussischen Heeres

widmet diese Uebersetzung

der Herausgeber.

Am Geburtstage
Seiner Königl. Hoheit
des
PRINZEN VON PREUSSEN.
Berlin 1831.

Der Graf Joseph de Maistre

ist am 1. April 1753 in Chambéry geboren, er starb in Turin den 25. Februar 1821.

Mit Auszeichnung bekleidete er hohe Aemter. 1803 war er Gesandter in St. Petersburg; vor seinem Tode Staatsminister und Vorsitzender des grossen Rathes Sardiniens.

Gleich beim Beginn unseres unglücksschweren Zeitalters vernahm man seine mahnende Stimme, deren Wiederhall sechzigjährige Begebnisse, grauenhaft wie sie die Geschichte nicht weiter aufzuweisen hat, nicht verstummen zu lassen vermochten.

Was er prophezeite, ist eingetroffen. Möge der Tag nicht fern sein, wo die Herrscher wie die Völker seinen Rathschlägen Folge leisten. Doch nur denjenigen Fürsten werden sie frommen, die mehr nach der sittlichen Besserung ihres Volkes als nach der Vergrösserung ihrer Staaten trachten.

Die vom Grafen de Maistre in Druck erschienenen Schriften sind folgende:

- 1793 Lettres d'un royaliste Savoisien.
1795 Jean-Claude Têtu, maire de Montagnole.
1796 Adresse de quelques parents des militaires Savoisien à la nation Française,
und in demselben Jahre:
Considérations sur la France.
1810 Essai sur le principe générateur des constitutions politiques.
1816 Sur les délais de la justice divine dans la punition des coupables.
1819 Du Pape.
1820 Soirées de Saint-Petersbourg, bestehend aus dreizehn Gesprächen, von denen wir das siebente, welches über den Krieg handelt, nachstehend in deutscher Sprache geben. Die Soirées de St. Petersburg schliessen mit einer höchst wichtigen Abhandlung unter dem Titel „Eclaircissement sur les sacrifices.“*)

*) In gleicher Weise wie die vorliegende Schrift beabsichtigen wir die Ansichten des Grafen de Maistre über die christliche Monarchie nächstens herauszugeben.

Gespräch über den Krieg.

Der Senator, ein Savoier.

Der Graf, ein Russe.

Der Chevalier, ein Franzose.

Der Chevalier.

Heute, Herr Senator, werden Sie doch Ihr Versprechen erfüllen, und die Geneigtheit haben uns Ihre Gedanken über den Krieg mitzutheilen.

Der Senator.

Ich bin dazu bereit. Es ist allerdings ein Gegenstand, der mich viel beschäftigt hat. Seitdem ich zu denken angefangen, habe ich über den Krieg nachgedacht; dieser Schrecken der Menschheit hat meine ganze Aufmerksamkeit gefesselt, und dennoch habe ich seine Natur nie genug ergründen können.

Was ich zuerst über ihn sagen werde, wird Sie in Verwunderung setzen; aber für mich ist es eine unbestreitbare Wahrheit. Denkt man sich den Menschen mit seiner Vernunft, seinen Empfindungen und seinen Gefühlen, so kann man sich nicht erklären wie der Krieg menschlicher Weise möglich ist.

Das ist meine wohl überlegte Meinung. La Bruyère*) stellt diese Extravaganz mit der Kraft dar, die Sie an ihm kennen; er hebt die Unvernunft des Krieges nachdrücklich hervor; aber je unvernünftiger er ist, um so weniger ist er erklärlich.

Der Chevallier.

Ehe Sie weiter gehen, — das, glaube ich, werden wir vor Allem ausser Zweifel setzen: dass, wenn die Könige befehlen, es der Völker Schuldigkeit ist, zu den Waffen zu greifen.

Der Senator.

Mit nichten. Wenn Jemand, der nicht ganz ein Thor ist, Ihnen eine wichtige Frage vorlegt, hüten Sie sich, ehe Sie genugsam darüber nachgedacht haben, vor solchen raschen Antworten, die sich leicht darbieten wenn man sich bisher entweder nur oberflächlich oder gar nicht mit dem Gegenstande beschäftigt hat; es sind gewöhnlich nur blosse Meinungen ohne Grund, die Nichts erklären, und vor der Reflexion nicht Stich halten. Die Souveraine befehlen mit Erfolg und auf nachhaltige Weise nur innerhalb des Kreises, der durch die öffentliche Meinung anerkannten Dinge; und sie sind es nicht, die diesen Kreis ziehen. Es giebt in allen Ländern Dinge von weit geringerer Wichtigkeit als der Krieg, und die dennoch nie ein Souverain zu befehlen sich erlauben würde. Erinnern Sie sich des Scherzes, den

*) Si l'on vous disait que tous les chats d'un grand pays se sont assemblés par milliers dans une plaine, et qu'après avoir miaulé lout leur saoul, ils se sont jetés avec fureur les uns sur les autres, et ont joué ensemble de la dent et de la griffe; que de cette mêlée il est demeuré de part et d'autre neuf à dix mille chats sur la place, qui ont infecté l'air à dix lieues de là par leur puanteur, ne diriez-vous pas: „Voilà le plus abominable sabbat dont on ait jamais entendu parler?“ et si les loups en feraient de même, quels hurlements! quelle boucherie! et si les uns et les autres vous disaient qu'ils aiment la gloire, ne ririez-vous pas de tout votre coeur de l'ingénuité de ces pauvres bêtes?“ (La Bruyère.)

Sie neulich machten über ein Volk, das eine Akademie der Wissenschaften und eine Sternwarte besitze und dennoch einen falschen Kalender hat. — Ernsthaft setzten Sie hinzu, was Sie einen Staatsmann dieses Landes sagen hörten: „Es würde gewiss sehr gewagt sein, den Kalender zu verbessern, und so ausgezeichnet die letzte Regierung*) durch ihre liberalen Ideen (wie man heutzutage sagt) gewesen, niemals würde man sich unter ihr getraut haben diese Aenderung einzuführen.“ Sie baten mich auch meine Meinung darüber zu sagen. Wie dem nun sei, es giebt Dinge, die weit weniger wichtig sind als der Krieg, und in denen die Autorität des Staates wohl fühlt, dass sie sich compromittiren würde, wenn sie in selbige eingriffe. Aber beachten Sie wohl, dass es nicht bloss darauf ankommt, die Möglichkeit des Krieges, sondern die Leichtigkeit zu erklären mit der er sich hervorrufen lässt. Peter I bedurfte der ganzen Kraft seines unüberwindlichen Genies, um die Russen dahin zu bringen ihre Bärte zu scheeren, ihre Kleider kürzer zu tragen; — um unzählige Schaaren auf das Schlachtfeld zu führen, eben zu der Zeit, wo er geschlagen wurde um schlagen zu lernen, hatte er, wie alle übrigen Souveraine, nur nöthig zu sprechen. Es giebt aber im Menschen, so sehr er von seiner sittlichen Höhe gesunken sein mag, ein Element der Liebe, welches ihn zu seines Gleichen hinzieht; das Mitleid ist ihm so natürlich wie das Athemholen; — welcher unbegreifliche Zauber nun macht ihn stets bereit, auf den ersten Schlag der Trommel sich dieses heiligen Gefühls zu entäussern, um ohne Widerstreben, ja oft mit einer gewissen Freudigkeit, die ihren eigenthümlichen Charakter hat, auf dem Schlachtfelde seinen Bruder niederzuhauen, der ihn niemals beleidigt hat, und

*) Die Regierung der Kaiserin Catharina II.

der seiner Seits auf ihn eindringt um ihm dasselbe Schicksal zu bereiten, wenn er es vermag? Ich begreife wohl noch einen Nationalkrieg; aber wie viele Kriege der Art kommen vor? einer in tausend Jahren vielleicht; — die andern Kriege, besonders unter civilisirten Nationen, die mit Vernunft handeln und wissen was sie thun, ich gestehe, ich begreife sie nicht. Man könnte sagen: der Ruhm erklärt Alles; aber einmal, der Ruhm fällt nur den Anführern zu; und dann heisst es die Schwierigkeit nur weiter hinausschieben; denn ich frage wieder, woher kömmt es, dass sich dieser ausserordentliche Ruhm an den Krieg knüpft? Ich habe manchmal eine Vision gehabt, die ich Ihnen mittheilen will. Ich denke mir, es käme ein unserm Erdball fremdes Wesen auf denselben herabgestiegen, und unterhielte sich mit einem von uns über die in dieser Welt herrschende Ordnung. Unter den merkwürdigen Dingen, von denen man ihm erzählt, sagt man ihm, dass die Verdorbenheit und die Laster, von denen man ihn schon unterrichtet hat, erfordern, dass der Mensch unter gewissen Umständen durch die Hand des Menschen sterbe; dieses Recht zu tödten, ohne sich dadurch eines Verbrechens schuldig zu machen, sei unter uns nur dem Henker und dem Soldaten gegeben. „Der Eine, sagt man, giebt den Tod den überführten und verurtheilten Verbrechern, und die Hinrichtungen sind glücklicherweise so selten, dass einer dieser Diener des Todes für eine Provinz hinreicht. Soldaten dagegen giebt es nimmer genug; denn sie tödten ohne Maass, und zwar stets ehrliche Leute. Von diesen beiden Klassen von Menschen, deren Amt es ist zu tödten, dem Soldaten und dem Henker, ist der Eine hoch geehrt, und ist es immer gewesen unter allen Nationen, die bis jetzt diesen Erdball bewohnt haben; der Andere dagegen wird ebenso allgemein für infam gehalten. Rathet nun auf wen dieser Fluch fällt.“

Sicherlich würde das unserer Welt fremde Wesen nicht einen Augenblick sich besinnen, und dem Henker alles Lob ertheilen. „Ein erhabenes Wesen, würde es sagen, der Eckstein der Gesellschaft; da nun einmal das Verbrechen auf Eure Erde gekommen ist dort zu wohnen, und nur durch die Strafe gehemmt zu werden vermag; nehmet der Welt den Nachrichter, und alle Ordnung schwindet mit ihm. Ueberdem, welche Seelengrösse, welche edle Uneigennützigkeit muss man nicht bei einem Menschen voraussetzen, der sich einem solchen achtungswerthen Amte widmet, das so beschwerlich und so gegen Eure Natur ist. Denn seit ich unter Euch weile, sehe ich, dass es Euch bei kaltem Blute schwer fällt ein Huhn zu tödten. Ich bin überzeugt, dass die öffentliche Meinung ihm jede Ehre zollt, deren er bedarf, und die ihm mit so gutem Rechte gebührt. Der Soldat dagegen ist, um es mit Einem Worte zu sagen, ein Diener der Ungerechtigkeit und der Grausamkeit. Wie viel wirklich gerechte Kriege giebt es denn? Und in diesen selbst wie viel Abscheulichkeiten und unnütze Grausamkeiten! Ich denke mir also, dass die öffentliche Meinung ganz mit Recht unter Euch ebenso viel Schande auf das Haupt des Soldaten gehäuft hat, als es das des Nachrichters mit Ruhm bedeckt, der die Sprüche der souverainen Gerechtigkeit ausführt.“

Wie es wirklich in der Welt steht, wissen Sie, meine Herren, und wie sehr sich jener Geist täuschen würde, wenn er so spräche. Der Militair und der Henker nehmen in der That die beiden äussersten Stellen in der Gesellschaft ein, aber gerade umgekehrt als die obige Theorie erwarten lässt. Es giebt Nichts das so edel wäre als der erstere, nichts so verachtetes als der zweite; denn es ist kein Wortspiel, wenn ich sage, dass die Aemter, die ihnen obliegen, sich nur nahe kommen um sich weit von einan-

der zu entfernen; sie berühren sich wie in einer Kreislinie der erste Grad den 360ten, gerade deshalb, weil er am meisten von demselben entfernt ist. Der Militair ist so edel, dass er selbst das adelt was in der allgemeinen Meinung das Unedelste ist, indem er ja die Functionen des Nachrichters ausübt ohne sich zu erniedrigen, wofern er sie nur gegen seines Gleichen ausübt, und um sie zu tödten sich seiner Waffen bedient.

Der Chevallier.

Da berühren Sie den Punkt, auf den es ankommt. Wenn man in einem Lande, aus irgend einem Grunde der sich denken liesse, darauf verfiel, durch die Soldaten Schuldige hinrichten zu lassen, die nicht ebenfalls Waffen tragen: — augenblicklich und ohne zu wissen wie, würden die Strahlen des Ruhms, welche das Haupt des Soldaten umgeben, erbleichen; man würde ihn ohne Zweifel fürchten; denn Jeder, der ein gutes Gewehr mit einem guten Schloss trägt, verdient grossen Respect; aber dieser unerklärliche Reiz der Ehre würde unwiederbringlich verschwinden. Der Offizier würde Offizier, nichts weiter sein; hat er Geburt und Tugenden, so würde er angesehen sein trotz seiner Stellung, anstatt es durch seine Stellung zu sein; er würde sie adeln, statt durch sie geadelt zu werden; wären mit dieser Stellung grosse Einkünfte verbunden, so würde er den Preis des Reichthums, niemals den der Ehre haben. Aber Sie sagen, Herr Senator, „wofern der Soldat nur seine Genossen hinrichtet, und wofern er, um sie zu tödten, nur die Waffen gebraucht, die ihm sein Stand in die Hand gegeben.“ Sie hätten hinzufügen sollen „und wofern ein militairisches Verbrechen im Spiele ist.“ Sobald ein gemeines Verbrechen vorliegt, ist es die Sache des Henkers.

Der Graf.

Das ist in der That der Gebrauch. Da den gewöhnlichen Gerichtshöfen das Erkenntniss über bürgerliche Verbrechen zusteht, so übergiebt man ihnen diejenigen Soldaten, die sich Verbrechen der Art schuldig machen. Indessen, wenn es dem Souverain gefiele es anders zu bestimmen, so bin ich weit entfernt zu glauben, dass der Charakter des Soldaten dadurch verletzt würde; doch wir sind alle drei über die beiden andern Bedingungen einverstanden: wir zweifeln nicht, dass der Stand des Soldaten unfehlbar entehrt würde, wenn man diesen zwänge den einfachen Bürger zu füsiliren oder seinen Cameraden durchs Feuer oder den Strick vom Leben zum Tode zu bringen. Um die Ehre und die Disciplin irgend eines Corps oder einer Genossenschaft zu bewahren, sind die Belohnungen derselben von geringerer Bedeutung als die Strafen. Die Römer, das verständigste und zugleich das kriegerischste Volk des Alterthums, hatten eine eigenthümliche Idee über diejenigen militairischen Strafen, welche bloss Besserung bezwecken. Indem sie glaubten, dass die Disciplin nicht ohne den Stock bestehen könne, und sie doch weder den welcher schlug, noch den welcher geschlagen wurde, entehren wollten, so hatten sie ein Mittel erdacht, um die militairischen Stockprügel gewissermassen zu heiligen; sie wählten ein Holz, das zu allem andern Gebrauch im Leben untauglich war, die Weinrebe: diese bestimmten sie allein zur Züchtigung der Soldaten. Die Weinrebe in der Hand des Centurionen war das Zeichen seiner Autorität und das Werkzeug der körperlichen Züchtigungen ausser der Todesstrafe. Die Stockprügel waren im Allgemeinen bei den Römern eine durch das Gesetz anerkannte Strafe*);

*) Lykurgus entnahm seine Idee der Sonderung der Kriegsleute von den übrigen Bewohnern den Egyptiern, wodurch es ihm möglich wurde einen wirklich edlen, reinen und kräftigen Staat zu bilden. (Plut. in Lyk., cap. VI.)

allein Niemand ausser dem Soldaten konnte mit der Weinrebe geschlagen werden, und kein anderes Holz als das der Weinrebe durfte zu diesem Zwecke genommen werden. Das Gesetz gab dieser Strafe selbst einen sehr milden Namen, indem es dieselbe einfach „die Erinnerung des Stockes“ nannte, während Züchtigung die Strafe mit der Geissel hiess, die etwas Entehrendes hatte: *Fustium admonitio*, *Flagellorum castigatio* (*Callistratus in lege VII. Digest., de poenis*). Ich weiss nicht, warum nicht irgend ein neuerer Souverain auf etwas Aehnliches gekommen ist. Wenn ich über diesen Punkt befragt würde, ich würde zwar nicht auf die Weinrebe zurückkommen: denn knechtische Nachahmungen führen zu nichts; aber ich würde den Lorbeer vorschlagen.

Der Chevalier.

Ihre Idee gefällt mir ausserordentlich, um so mehr als sie sehr leicht in Ausführung gebracht werden könnte. Ich würde sehr gern, ich versichere Sie, Seiner Majestät dem Kaiser den Plan vortragen, ein grosses Gewächshaus in der Hauptstadt einzurichten, mit der ausschliesslichen Bestimmung die Lorbeerbäume zu ziehen, die nöthig wären um allen Unteroffizieren der Russischen Armee Zuchtstöcke zu liefern. Dieses Gewächshaus müsste unter der Aufsicht eines hohen Officiers, Ritters des St. Georg-Ordens, mindestens der zweiten Klasse, stehen, der den Titel führte General-Inspecteur des Lorbeer-Gartens. Die jungen Bäume dürften nur durch alte Invaliden von stets makelloser Führung gepflegt, beschnitten und behandelt werden. Das Muster für die Stöcke, welche durchaus alle vollkommen gleich sein müssten, würde in dem Gebäude des Kriegsministeriums in einem Etui von vergoldetem Silber aufbewahrt werden; jeder Stock würde im Knopfloch des Unteroffiziers am Bande des heil. Georgs hängen,

und auf dem Giebel des Gewächshauses läse man: „Das ist mein Holz, das meine Blätter trägt.“ Wirklich, dieser Einfall wäre nicht übel. Das Einzige was mir ein wenig Sorge macht, ist, dass die Corporale.....

Der Senator.

Mein junger Freund, wie geistreich man auch ist, aus welchem Lande man auch sei, es ist unmöglich ein Gesetzbuch zu machen in einem Zuge und ohne Fehler zu begehen, selbst wenn es sich nur um eine Stockgesetzgebung handelte. Während Sie also noch ein wenig reiflicher darüber nachdenken, erlauben Sie dass ich fortfahre.

Ogleich der Militair an sich selbst dem Wohl und den Freiheiten jeder Nation gefährlich ist, — denn die Devise dieses Standes wird immer mehr oder weniger die des Achill sein: *Jura nego mihi nata*, — so haben nichts desto weniger die auf ihre Freiheiten eifersüchtigsten Nationen über den Vorzug des Militairstandes nie anders gedacht als die übrigen Menschen, und das Alterthum theilte in Betreff dieses Punktes unsere Ansicht; es ist einer von denen worüber die Menschen vollkommen einig sind und es immer sein werden*). Ich lege Ihnen nun folgende Frage vor: Erklären Sie mir, warum das Recht unschuldiges Blut unschuldig zu vergiessen, überall und von jedem so geehrt ist? Betrachten Sie die Sache genau, und Sie werden sehen, dass etwas Geheimnissvolles und Unerklärliches in dem ausserordentlichen Werthe liegt, den die Menschen immer auf den militairischen Ruhm gelegt ha-

*) Ueberall, sagt Xenophon, wo die Menschen gottesfürchtig, kriegerisch und gehorsam sind, da ist man mit Grund zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. (*Hist. graec. III, 4, 8.*) Auch bei uns ist eine Familie die nicht die Waffen geführt, möge sie noch so grosse und nützliche Civildienste geleistet haben, doch nicht für wirklich adlich gehalten.

ben; da wir doch, wenn wir nur die Theorie und die menschlichen Vernunftgründe hörten, gerade zu entgegengesetzten Vorstellungen geführt werden. Wir können also nicht die Möglichkeit des Krieges durch den Ruhm, der ihn trifft, erklären; es kommt darauf an einzusehen, warum ihn dieser Ruhm trifft, und dies ist nicht leicht. Ich will Ihnen noch einen andern Gedanken über denselben Gegenstand mittheilen. Tausend und aber tausend mal hat man uns gesagt, da die Nationen im Verhältniss zu einander im Naturzustande wären, so könnten sie ihre Zwistigkeiten nur durch Krieg schlichten. Aber — ich frage wieder: Warum sind alle Nationen zu einander im Naturzustande geblieben, ohne je einen einzigen Schritt, einen einzigen Versuch gemacht zu haben, aus demselben herauszutreten? Nach den thörichten Lehren, in die man unsre Jugend eingewiegt hat, gab es eine Zeit, wo die Menschen noch nicht in Gesellschaft lebten, und diesen eingebildeten Zustand hat man lächerlicherweise den Naturzustand genannt. Man fügt dann hinzu, die Menschen, nachdem sie die Vortheile beider Stände erwogen, hätten sich dann für den bestimmt, in dem wir sie jetzt sehen.

Aber wenn der Mensch aus dem Naturzustande, in dem gemeinen Sinne dieses Wortes, in den Stand der Civilisation getreten ist, sei es durch Ueberlegung oder Zufall (ich rede noch immer in der Sprache der unverständigen Menschen); warum haben die Nationen nicht ebenso viel Verstand oder ebenso viel Glück gehabt als die Individuen? und warum sind sie niemals über eine Gesellschaft im Grossen übereingekommen, um die Streitigkeiten der Nationen zu schlichten, wie sie über eine nationale Obergewalt übereingekommen sind, um die Streitigkeiten der Einzelnen zu schlichten. Vergebens zieht man den Frieden des Abbé de St. Pierre ins Lächerliche,

als unausführbar; ich gestehe, er ist unausführbar; aber ich frage warum? ich frage warum haben sich die Nationen nicht dazu erheben können einen socialen Staat unter sich zu bilden, wie die Einzelnen es vermocht? warum hat das vernünftige Europa nichts dergleichen versucht? Vor allem richte ich mit noch grösserem Vertrauen an die Gläubigen die Frage: warum hat Gott, welcher der Urheber der Gesellschaft der Einzelnen ist, nicht zugegeben, dass der Mensch, sein auserwähltes Geschöpf, das in seiner Fähigkeit sich zu vervollkommen, den Stempel der Göttlichkeit trägt, nicht einmal versucht sich bis zur Gesellschaft der Nationen zu erheben? Alle denkbaren Gründe, die die Unmöglichkeit einer solchen Gesellschaft beweisen sollen, würden ebenfalls gegen die Gesellschaft der Individuen angeführt werden können. Das Argument, das man vorzüglich von der Unausführbarkeit der grossen Gesellschaft anführt, würde keine Kraft haben: denn sie braucht ja nicht die ganze Welt zu umfassen. Die Nationen sind hinreichend gruppirt und geschieden durch Flüsse, Meere, Berge, durch die Religion und besonders durch die Sprachen, die mehr oder weniger Verwandtschaft unter sich haben. Und wenn nur eine gewisse Zahl von Nationen übereinkäme, als solche in den Zustand der Civilisation zu treten, so würde dies schon ein grosser Schritt zu Gunsten der Humanität sein. Die übrigen Nationen, sagt man, würden auf sie stürzen. Nun, was schadets? jene würden immer ruhiger unter sich sein, und stärker im Verhältniss zu den andern, und dies ist genug. Die Vollkommenheit ist ganz und gar nicht nothwendig in diesem Punkte; es wäre schon viel, sich ihr zu nähern, und ich kann mich nicht überreden, dass man nicht irgend einmal etwas der Art versucht hätte, wenn nicht ein verborgenes furchtbares Gesetz bestünde, das Menschenblut fordert.

Der Graf.

Sie scheinen es als eine unbestreitbare Thatsache anzusehen, dass man niemals versucht habe diesen civilisirten Stand der Nationen zu einander ins Werk zu richten. Dennoch hat man es in der That oft versucht, selbst mit dem hartnäckigsten Eifer; freilich zwar ohne zu wissen was man wollte, und man war in der That dem Ziele sehr nahe, so weit es nämlich die Unvollkommenheit unserer Natur erlaubt. Aber die Menschen täuschten sich, sie nahmen die Sache nicht für das, was sie war, und das Ganze scheiterte, nach allem Anschein in Folge jenes verborgenen und furchtbaren Gesetzes, dessen Sie erwähnten.

Der Senator.

Ich würde einige Fragen an Sie richten, wenn ich nicht fürchtete, den Faden meiner Ideen zu verlieren. Achten Sie doch auf eine Erscheinung, die wohl Ihrer Aufmerksamkeit würdig ist; nämlich, dass das Kriegshandwerk keinesweges, wie man glauben oder fürchten könnte, wenn die Erfahrung uns nicht eines Andern belehrte, dahin zielt zu entsittlichen, wild und hart zu machen, wenigstens nicht den, der es ausübt; im Gegentheil, es zielt dahin, ihn zu vervollkommen. Der edelste Mensch ist gewöhnlich gerade der edle Soldat, und was mich betrifft, ich habe immer, wie ich Ihnen letzthin sagte, den Soldatensinn, im guten Sinne des Worts, ganz besonders hoch gehalten. Ich ziehe ihn unendlich weit vor den feingebildeten Geschäftsleuten. In dem gewöhnlichen Verkehr des Lebens sind die Militairpersonen liebenswürdiger, umgänglicher und oft selbst, nach dem wie es mir scheint, verbindlicher als die andern Menschen. Mitten unter den politischen Stürmen zeigen sie sich im Allgemeinen als die unerschrockenen Vertheidiger der Legitimität; und die blendendsten Sophismen scheitern fast immer an ihrer

Geradheit. Sie beschäftigen sich gern mit gemeinnützlichen Dingen und Kenntnissen, wie mit der Staatsökonomie; das einzige Werk, das uns das Alterthum über diesen Gegenstand hinterlassen hat, ist von einem Militair, dem Xenophon; und das erste Werk der Art, das in Frankreich Aufsehen gemacht hat, ist ebenfalls von einem Militair, Vauban. Die Religion geht sehr gern bei ihnen mit der Ehre einen Bund ein auf eine bemerkenswerthe Weise; und selbst dann, wenn sie ihnen schwere Vorwürfe über ihren Wandel zu machen hätte, werden sie ihr nie ihren Degen versagen, wenn sie desselben bedarf. Man spricht viel von der Zügellosigkeit des Soldaten im Felde: sie ist allerdings gross; aber der Soldat findet gemeinhin nicht diese Laster im Felde: er bringt sie dorthin. Ein sittliches und strenges Volk liefert immer die vortrefflichsten Soldaten, furchtbar nur auf dem Schlachtfelde. Die Tugend, das Mitleid selbst, bestehen sehr gut mit dem kriegerischen Muth; weit entfernt den Krieger zu entnerven, erheben sie seinen Geist. Das härene Busshemd des heiligen Ludwig hinderte ihn nicht unter dem Panzer. Voltaire selbst gesteht aufrichtig, dass eine Armee, die aus Gehorsam gegen Gott zu sterben bereit sei, unüberwindlich sein würde*).

Der Chevalier.

Ich bin weit entfernt dies abläugnen zu wollen; allein Sie müssen zugestehen, dass wenn die Religion nicht den kriegerischen Muth schwächt, dieser doch auch ohne sie sein kann; hat man doch zu gewissen Zeiten Heere von Atheisten wunderbare Thaten ausführen sehen.

*) Voltaire macht dieses Geständniss, den Tod des Marquis von Fénélon erzählend, welcher in der Schlacht von Rocoux blieb.

(Histoire de Louis XV, tom. 1, chap. XVIII.)

Der Senator.

Ja, — wenn diese Atheisten gegen ihres Gleichen kämpften. Aber erlauben Sie, dass ich fortfahre. Der Militairstand lässt sich nicht allein sehr leicht mit der Moralität des Menschen vereinigen, sondern, was etwas ganz merkwürdiges ist, er unterdrückt keineswegs die sanfteren Tugenden, die dem Waffenhandwerk am entgegengesetztesten zu sein scheinen. Die mildesten Charaktere lieben den Krieg, wünschen ihn, und ziehen in denselben mit Begeisterung. Jener lebenswürdige Jüngling, dem seine Erziehung Abscheu vor Gewaltthat und Blut eingeflösst hat, verlässt flugs den väterlichen Herd, und eilt mit den Waffen in der Hand, den Feind auf dem Schlachtfelde zu suchen, ohne noch zu wissen was es heisst ein Feind. Gestern noch würde er untröstlich gewesen sein, wenn er durch Zufall den Kanarienvogel seiner Schwester erdrückt hätte; morgen erblickt ihr ihn, wie er, um in die Ferne zu schauen, auf einen Haufen von Leichnamen tritt. Das Blut, das um ihn rieselt, begeistert ihn nur, das seinige und das der Feinde zu vergiessen; immer mehr wird er entflammt, und er wird dahin kommen, Freude am Blutbad zu haben.

Der Chevalier.

Sie sagen nicht zu viel. Vor meinem vollendeten vierzehnten Jahre bin ich dreimal Zeuge dieser Freude am Blutbade gewesen; ich habe sie selbst empfunden, und ich erinnere mich besonders eines furchtbaren Momentes, wo ich eine ganze Armee hätte über die Klinge springen lassen, wenn ich die Macht dazu gehabt hätte.

Der Senator.

Aber wenn in dem Augenblick, wo wir jetzt sprechen, Jemand von Ihnen verlangte, jene weisse Taube zu ergreifen und mit dem kalten Blute eines Koches sie

Der Chevalier.

Pfui! welche Zumuthung!

Der Senator.

Sehen Sie, das ist eben das Phänomen, von dem ich jetzt sprach. Der entsetzliche Anblick des Blutbades verhärtet nicht den wahren Krieger. Während er kämpft und Blut vergiesst, ist er menschlich, wie eine Gattin keusch ist in den Entzückungen der Liebe. Sowie er seinen Degen in die Scheide gesteckt hat, tritt die heilige Menschlichkeit wieder in ihre Rechte, und vielleicht finden sich die erhabensten und edelsten Empfindungen bei dem Krieger. Erinnern Sie sich an das grosse Jahrhundert Frankreichs. Indem damals die Religion, die Tapferkeit und die Wissenschaft auf gleicher Höhe standen, war das Ergebniss hiervon jener schöne Charakter, den alle Völker mit einstimmiger Bewunderung begrüßten, als das Muster für ganz Europa. Nehmen Sie das erste Element, und diese Harmonie, das heisst die ganze Schönheit verschwindet. Man bemerkt nicht genug, wie nothwendig dieses Element dem Ganzen ist, und die Rolle, welche es selbst da spielt, wo oberflächliche Beobachter es für unwesentlich halten möchten. Der göttliche Geist, der sich besonders auf Europa herabgelassen zu haben scheint, milderte sogar die Geissel der göttlichen Gerechtigkeit, und der Krieg in Europa wird immer in der Weltgeschichte einen eigenen Charakter haben. Man tödtete sich allerdings, man brannte, man plünderte, man beging selbst, wenn Sie wollen, tausend unnütze Verbrechen; aber man begann den Krieg im Monat Mai, man endigte ihn im Monat December; man schlief unter dem Zelt; der Soldat kämpfte allein gegen den Soldaten. Niemals waren die Völker selbst im Krieg; und

jeder Schwache war heilig während der traurigen Auftritte, die diese verheerende Geissel veranlasste.

Es war indessen etwas Grossartiges, wie alle Souveraine Europa's, durch eine gewisse Mässigung zurückgehalten, niemals von ihren Völkern, selbst nicht in dem Moment einer grossen Gefahr, Alles, was sie hätten erhalten können, verlangten; sie bedienten sich mit milder Gewalt des Menschen, und alle, durch eine unsichtbare Hand geführt, vermieden gegen die feindliche Souverainetät einen Streich zu führen, der auf sie hätte zurückfallen können. Keine Nation betrog die andere; der alte Krieg existirte nur noch in den Büchern oder bei den Völkern, die „im Schatten des Todes sitzen“; indem eine Provinz, eine Stadt, oft sogar nur einige Dörfer den Herrn wechselten, wurden die blutigsten Kriege geendet. Gegenseitige Rücksichten, die gesuchteste Höflichkeit wussten mitten im Getöse der Waffen sich geltend zu machen. Die Bombe in der Luft verschonte den Palast der Könige; Tänze, Schauspiele wechselten oft mit den Gefechten ab. Eingeladen zu solchen Festen kam der feindliche Officier und sprach hier lächelnd von der Schlacht, die morgen geliefert werden sollte; und selbst in den Schrecken des blutigsten Handgemenges vernahm noch das Ohr des Sterbenden die Stimme des Mitleids und die Worte der Courtoisie. Beim ersten Signal zum Kriege erhoben sich allenthalben grosse Hospitäler: die Medicin, die Chirurgie, die Pharmacie führten ihre zahlreichen Jünger herbei; unter ihnen erhob sich der Geist des Heiligen Jean de Dieu, des Heiligen Vincent von Paula, über menschlichen Geist erhaben an Grösse und Kraft, standhaft wie der Glaube, thätig wie die Hoffnung, erfinderisch wie die Liebe. Alle Verwundeten, ohne Unterschied, wurden aufgenommen, gepflegt, getröstet; jede Wunde wurde von der Hand der Wissenschaft wie der Liebe behandelt.

Sie sprachen so eben, Herr Chevalier, von Legionen von Atheisten, die wunderbare Siege erfochten; ich glaube, wenn man aus Tigern Regimenter bilden könnte, wir würden noch grössere Wunder sehen; niemals aber wird Ihnen das Christenthum, wenn Sie es genau betrachten, erhabener erscheinen, göttlicher, mehr geeignet den Kriegermann zu beseelen. Wenn Sie übrigens sagten: Legionen von Atheisten, so meinten Sie dies wohl nicht buchstäblich; aber nehmen Sie diese Legionen so böse an, als sie es nur sein können; wissen Sie wie man sie mit dem grössten Uebergewicht bekämpfen könnte? Wenn man ihnen das Princip gegenüberstellt, das demjenigen, aus welchem sie hervorgegangen, diametral entgegengesetzt ist. Sie können sicher sein, dass Legionen von Atheisten nicht Stand halten würden gegen Legionen von wahren Christen.

Endlich, meine Herren, das Amt des Soldaten ist furchtbar; aber man muss erkennen, dass es auf einem grossen Gesetz der geistigen Welt beruht, und man darf sich nicht wundern, dass alle Nationen der Erde einstimmig in dieser Geissel etwas ganz besonders Göttliches sahen, mehr als in den übrigen; glauben Sie, dass nicht ohne einen tiefen und grossen Grund der Name des Herrn der Heerschaaren auf allen Seiten der heiligen Schrift glänzt. Sterbliche, mit eurer Schuld, und eurem Unglück, das ihr durch eure Schuld verdient! wir sind es, die wir alle physischen Uebel, vornehmlich aber den Krieg nothwendig machen. Die Menschen werfen die Schuld gewöhnlich auf die Könige, und nichts ist natürlicher. Horaz sagte:

„Der Wahn der Herrscher rächt sich an den Völkern.“

Dagegen sagt J. B. Rousseau mit mehr Würde und wahrer Philosophie:

„C'est le courroux des rois qui fait armer la terre;

„C'est le courroux du Ciel qui fait armer les rois.“

Bemerken Sie ferner, dass dieses an sich schon so schreckliche Gesetz des Krieges dennoch nur ein Capitel aus dem allgemeinen Gesetze ist, das auf dem Weltall lastet.

In dem weiten Reiche der lebendigen Natur herrscht eine sich deutlich zeigende Gewaltthätigkeit, eine gleichsam gesetzlich vorgeschriebene Wuth bewaffnet alle Wesen *in mutua funera*. So wie Sie aus dem Naturreich, wo die Empfindung fehlt, treten, wird sich Ihnen das Gesetz des gewaltsamen Todes bemerklich machen, geschrieben auf den Grenzsteinen des Gebietes, wo das Leben beginnt. Schon in dem Reiche der Vegetabilien ist dieses Gesetz wahrzunehmen. Von dem ungeheuren Catalpa bis zur kleinsten Pflanze der Gramineen, wie viel Pflanzen sterben, wie viele werden getödtet! Aber sobald Sie in das animalische Reich eintreten, gewinnt dieses Gesetz eine schreckliche Existenz. Eine zugleich verborgene und augenscheinliche Kraft ist fortwährend thätig das Prinzip zu offenbaren, vermöge dessen das Leben durch gewaltsame Mittel sich zu erhalten sucht. In jeder grossen Gattung des Thierreichs wählt sie eine gewisse Zahl Thiere, der sie das Amt ertheilt, die übrigen zu verzehren. So giebt es Insekten, Fische, vierfüssige Thiere, die vom Raube leben. Es giebt keinen Augenblick der Zeit, wo nicht ein lebendes Wesen von einem andern verzehrt würde. Ueber alle diese zahlreichen Racen von Thieren steht der Mensch, dessen zerstörende Hand nichts was da lebt verschont; er tödtet um sich Nahrung zu verschaffen, er tödtet um sich zu kleiden, er tödtet um sich zu schmücken, er tödtet um anzugreifen, er tödtet um sich zu vertheidigen, er tödtet um sich zu unterrichten, er tödtet um sich zu vergnügen, er tödtet um zu tödten; ein stolzer und furchtbarer Herrscher, glaubt er Alles zu bedürfen, und nichts vermag ihm zu widerstehen. Er weiss wie viel Stückfässer Oel der Kopf des Hai's oder des Pottfisches

ihm liefern werde; die schlanke Nadel auf den Cartons in seinen Museen spießt den reizenden Schmetterling, den er im Fluge erhascht hat auf dem Gipfel des Montblanc oder des Chimborazo; er stopft das Krokodill aus, er balsamirt den Kolibri ein; ihrer Seits muss die Klapperschlange sterben in dem erhaltenden Liquor, der sie den Augen einer langen Reihe von Beobachtern unversehrt zeigen soll. Das Ross, das seinen Reiter trägt, zur Jagd auf den Tiger, stolzirt unter dem Fell eben dieses Thieres: der Mensch will alles mit einander haben, von dem Lamme seine Eingeweide, um eine Harfe wiedertönen zu lassen; vom Wallfisch seine Barten, um das Mieder des jungen Mädchens zu halten; von dem Wolf seinen mörderischen Zahn, um die leichten Werke der Kunst zu glätten; von dem Elephanten seine Zähne, um das Spielzeug eines Kindes zu modeln. Seine Tafeln sind bedeckt mit Cadavern. Der Philosoph vermag sogar zu entdecken, wie dieses beständige Morden vorgesehen und angeordnet ist in dem grossen Ganzen. Aber dieses Gesetz, wird es nun bei dem Menschen am Ende sein? Nein, ohne Zweifel nicht. Indessen welches Wesen ist bestimmt Den auszurotten, der alle ausrottet? Der Mensch ist es, dem das Amt gegeben, den Menschen zu erwürgen. Aber wie wird er dieses Gesetz erfüllen können, er, der ein sittliches und mitleidiges Wesen ist; er, der zur Liebe geboren; er, der mit Andern weint, wie über sich selbst; der in den Thränen Vergnügen findet, und sich zuletzt selbst Fictionen macht um weinen zu können; zu dem endlich gesagt ist, man werde den letzten Tropfen Blut von ihm fordern, den er ungerechter Weise vergiessen werde. Gen. IX, 5. Es ist der Krieg, der den Spruch erfüllen wird. Höret ihr nicht die Erde, die Blut schreit und fordert? Das Blut der Thiere genügt ihr nicht, noch selbst das der Schuldigen, das durch das Schwert des Gesetzes vergossen wird. Wenn die menschliche Ge-

richtigkeit sie alle träfe, so würde es keinen Krieg geben; aber sie kann ihrer nur eine kleine Zahl erreichen, und oft sogar verschont sie dieselben, ohne zu ahnen, dass ihre grausame Menschlichkeit dazu beiträgt den Krieg nothwendig zu machen, wenn, zu derselben Zeit vornehmlich, eine andere Blindheit, nicht weniger bedachtlos, nicht weniger verderblich, daran arbeitete die Busse in der Welt aufzuheben. Die Erde hat nicht vergebens geschrieen: der Krieg entbrennt. Der Mensch, plötzlich ergriffen von einer göttlichen Wuth, an der Hass und Zorn keinen Theil haben, rückt auf das Schlachtfeld ohne zu wissen, was er will, noch was er thut. Wie ist dieses furchtbare Räthsel zu lösen? Nichts widerspricht mehr der Natur des Menschen, und nichts widersteht ihm weniger; er thut mit Begeisterung, wovor er schaudert. Haben Sie je gehört, dass auf dem Felde des Todes der Mensch jemals den Befehlen nicht gehorcht hätte? Er wird einen Nerva oder einen Heinrich IV ermorden können; aber der verabscheuungswürdigste Tyrann, der übermüthigste Menschengeschlächter wird dort niemals hören: „Wir wollen Euch nicht weiter dienen.“ Eine Empörung auf dem Schlachtfelde, eine Uebereinkunft sich zu umarmen, um einen Tyrannen zu verleugnen, ist eine Erscheinung, die sich meinem Gedächtniss nicht darbietet. Nichts kann der Gewalt widerstehen, die den Menschen in den Kampf treibt; ein unschuldiger Mörder, ein leidendes Werkzeug einer furchtbaren Hand, stürzt er sich jählings in den Abgrund, den er sich selbst geöffnet; er empfängt den Tod, ohne zu ahnen, dass er selbst den Tod sich bereitet habe. Psalm IX, 16.

So erfüllt sich unaufhörlich, von der Milbe bis zum Menschen, das grosse Gesetz der gewaltsamen Zerstörung unter den lebenden Wesen. Die ganze Erde, fortwährend von Blut getränkt, ist nur ein ungeheurer Altar, auf dem

Alles, was lebt, geopfert werden muss ohn' Ende, ohne Maass, ohne Unterlass, bis zur Vollendung der Dinge, bis zur Ausrottung des Bösen, bis zum Tode des Todes. Denn der letzte Feind der vernichtet werden muss, ist der Tod. St. Paulus an die Korinther I, 15, 26.

Aber der Fluch wird um so unmittelbarer und sichtbarer auf den Menschen fallen. Der Würgeengel umkreist, wie die Sonne, den unglücklichen Erdball und lässt eine Nation nur zu Athem kommen, um andere zu schlagen. Aber wenn die Verbrechen, und besonders gewisse Verbrechen, sich gehäuft haben und gestiegen sind bis auf einen bestimmten Grad, dann verfolgt mit Hast der Engel, ohne Maass zu kennen, seinen unermüdlichen Flug. Gleich der brennenden Fackel, die mit reissender Schnelligkeit geschwungen wird, macht die ungeheure Geschwindigkeit seines Laufes, dass er zugleich auf allen Punkten seiner furchtbaren Bahn gegenwärtig ist. Er schlägt in demselben Augenblicke alle Völker der Erde; ein andermal wüthet er, Diener einer schnellen und unfehlbaren Rache, gegen gewisse Völker und lässt sie im Blute sich baden. Denken Sie nicht, dass die Menschen irgend eine Anstrengung machen, um ihrem Gerichte zu entgehen oder die Dauer desselben abzukürzen. Es scheint als ob diese grossen Sünder, durch ihr Gewissen zur Einsicht gebracht, die Strafe fordern und sie hinnehmen, um dadurch gesühnt zu werden. So lange ihnen noch Blut übrig ist, werden sie es darbringen, und bald wird eine spärliche Jugend sich die verheerenden Kriege erzählen lassen, die die Verbrechen ihrer Väter entzündeten.

So ist denn der Krieg an sich selbst etwas Göttliches, da er ein Gesetz der Welt ist.

Der Krieg ist etwas Göttliches durch die Folgen, die für ihn aus einer übernatürlichen Ordnung herzuleiten sind, sowohl allgemeine, als besondere; die wenig erkannt sind,

weil man ihnen wenig nachforschte, aber die darum nicht weniger unbestreitbar sind. Wer möchte zweifeln, dass der Tod auf dem Schlachtfelde nicht grosse Vorzüge habe? und wer könnte meinen, dass die Opfer dieses furchtbaren Gerichts ihr Blut vergebens vergossen hätten? Doch wir haben nicht Zeit auf diese Art Materien uns zu gründen; unser Jahrhundert ist noch nicht reif, um sich mit ihnen zu beschäftigen; lassen wir ihm seine Physik, und halten unsere Augen immer fest gerichtet auf jene unsichtbare Welt, die Alles erklären wird.

Der Krieg ist göttlich in der geheimnissvollen Glorie, die ihn umgiebt, und in dem nicht minder unerklärlichen Reize, der uns in denselben hineinzieht.

Der Krieg ist göttlich, wenn man an den Schutz denkt, der den grossen Feldherren, selbst den verwegensten, zu Theil wird, die selten in den Schlachten getroffen werden, und wenn es geschieht, nur dann, wenn ihr Ruhm nicht mehr wachsen kann und wenn ihre Mission erfüllt ist.

Der Krieg ist göttlich, wenn man auf die Art und Weise sieht wie er entsteht. Ich will Niemand ohne Grund entschuldigen; aber wie oft sind diejenigen, welche man als die unmittelbaren Ursachen der Kriege ansieht, selbst durch die Umstände hineingezogen worden. Gerade in dem durch die Menschheit herbeigeführten und von der Gerechtigkeit vorgeschriebenen Augenblick tritt Gott ein, um die Ungerechtigkeit zu rächen, welche die Bewohner der Welt gegen Ihn begangen haben.

Der Krieg ist göttlich in seinen Ergebnissen, die durchaus den Forschungen der menschlichen Vernunft sich entziehen; denn sie können ganz verschieden sein bei zwei Nationen, obgleich der Krieg selbst in seinem Verlaufe sich auf beiden Seiten ganz gleich gezeigt hat. Es giebt Kriege, die die Nationen herabbringen, und sie herabbringen auf Jahrhunderte; andere dagegen, die sie erheben,

sie zu einer höheren Stufe bringen auf alle mögliche Weise, und sogar, was sehr gewöhnlich ist, bald die momentanen Verluste durch einen sichtbaren Zuwachs der Bevölkerung ersetzen. Die Geschichte zeigt uns oft das Schauspiel einer reichen und wachsenden Bevölkerung während der mörderischsten Kämpfe; dagegen giebt es sündhafte Kriege, Kriege auf denen Flüche ruhen, dem Gewissen leichter erkennbar als dem Verstand: die Nationen werden durch sie auf den Tod verwundet, sowohl in ihrer Macht wie in ihrem Charakter; dann sieht man den Sieger selbst entsittlicht, verarmt, mitten unter seinen traurigen Lorbeeren seufzend, während man in den Ländern der Besiegten nach einigen Augenblicken nicht Eine Werkstatt ohne Arbeiter, nicht Einen Pflug ohne den Pflüger findet.

Der Krieg ist etwas Göttliches durch die unerklärbare Kraft, die seinen Erfolg bestimmt. Sie haben sicherlich nicht genug darüber nachgedacht, mein lieber Chevalier, als Sie einmal die berühmte Maxime anführten: „Gott sei immer für die starken Bataillone.“ Ich würde nie glauben, dass sie wirklich von dem grossen Manne herrührt, dem sie zugeschrieben wird. Kann sein, dass Turenne diese Maxime im Scherz vorgebracht hat, oder im Ernst in einem beschränkten und dann sehr wahren Sinne; denn die göttliche Vorsehung thut nie in ihrer Regierung der Welt — den Fall des Wunders ausgenommen — den allgemeinen Gesetzen, die sie für immer gegeben hat, Abbruch. So wie also zwei Menschen stärker sind als Einer, so müssen hundert Tausend Mann mehr Kraft haben und mehr wirken als fünfzig Tausend. Wenn wir Gott um den Sieg bitten, so bitten wir ihn nicht, die allgemeinen Gesetze aufzuheben und das Weltall umzuwandeln, das wäre zu ungereimt; aber diese Gesetze wirken auf tausend verschiedene Arten in einander, und lassen sich, bis auf einen gewissen Punkt, den man nicht bestimmen kann, überwinden. Drei Menschen

sind stärker als ein einziger, ganz gewiss, das lässt sich im Allgemeinen nicht bestreiten, aber ein geschickter Mensch kann gewiss Umstände benutzen, und ein Horatier wird drei Curiatier tödten können. Ein Heer, das mehr Masse hat als ein anderes, hat mehr Bewegung, ohne Zweifel, wenn die Geschwindigkeiten gleich sind; aber es ist gleich, ob sich die Masse zur Geschwindigkeit wie 3 zu 2, oder ob sie sich wie 2 zu 3 verhält. Ebenso ist eine Armee von 60,000 Mann einer andern Armee von 40,000 Mann physisch überlegen; aber wenn die Letztere mehr Muth, Erfahrung und Disciplin hat, so wird sie die Erstere schlagen können, denn sie hat grössere Thatkraft bei weniger Masse, das sehen wir auf jeder Seite der Geschichte. Die Kriege setzen übrigens immer eine gewisse Gleichheit voraus, sonst gäbe es gar keine Kriege. Niemals habe ich gelesen, dass die Republik Ragusa dem Sultan den Krieg erklärt habe, oder die Republik Genf dem Könige von Frankreich. Immer ist ein gewisses Gleichgewicht in der politischen Welt, und es hängt nicht einmal vom Menschen ab, es zu brechen (wenn man gewisse seltene, genau bestimmte und beschränkte Fälle ausnimmt); sehen Sie, darum sind die Coalitionen so schwer; wenn sie es nicht wären, so würde man, da die Politik so wenig durch die Gerechtigkeit geleitet wird, sich alle Tage vereinigen um eine Macht zu vernichten; aber solche Projekte gelingen selten, wenn der Schwache selbst mit einer Leichtigkeit sich ihrer Gewalt entzieht, die die Geschichte in Erstaunen setzt. Wenn eine Macht, die ein grosses Uebergewicht hat, die Welt in Schrecken setzt, so geräth man in Unwillen, dass man kein Mittel findet ihr Schranken zu setzen, man ergeht sich in bitteren Vorwürfen gegen den Egoismus und die Immoralität der Cabinette, die sie verhindern sich zu vereinigen, um die gemeinsame Gefahr zu beschwören. Dies Geschrei hörte man in den schönen

Tagen Ludwigs des Vierzehnten; aber im Grunde sind diese Klagen ungegründet. Eine Coalition zwischen mehreren Souverainen, auf die Prinzipien einer reinen und uneigennütigen Moral gegründet, wäre ein Wunder. Gott, der niemandem ein Wunder schuldig ist und der keine unnützen thut, wendet, um das Gleichgewicht herzustellen, zwei einfachere Mittel an: bald erwürgt der Riese sich selbst, bald legt eine weit kleinere Macht ihm ein Hinderniss in den Weg, das kaum beachtet wird, das aber bald, man weiss nicht wie, sich vergrössert und unübersteiglich wird, wie ein schwaches Reis, das in den Lauf eines fliessenden Wassers geworfen, am Ende eine Stauung erzeugt, die seinen Lauf verändert.

Wir gehen zwar von der Hypothese des, wenigstens annähernden, Gleichgewichts aus, das immer statt hat, entweder weil die kriegführenden Mächte gleiche Kräfte, oder weil die Schwächeren Verbündete haben; aber wie viel unvorhergesehene Umstände können dieses Gleichgewicht stören, und die grössten Entwürfe scheitern oder gelingen lassen, trotz aller Berechnungen der menschlichen Klugheit! Vier Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung retteten die Gänse das Capitol, neun Jahrhunderte nach derselben verschaffte ein Hase dem Kaiser Arnulf die Einnahme Roms. Ich zweifle, dass man von der einen oder der andern Seite auf solche Verbündete rechnete oder solche Feinde fürchtete. Die Geschichte ist voll von solchen wunderbaren Ereignissen, die die schönsten Unternehmungen zu Schanden machen. Wenn Sie übrigens einen weiteren Blick auf die Rolle werfen, welche in dem Kriege die moralische Macht spielt, so werden Sie eingestehen, dass nirgends die Hand Gottes sich lebhafter dem Menschen kund thut als im Kriege; man möchte sagen, dass dies das Gebiet ist, erlauben Sie mir diesen Ausdruck, wo die Vorsehung die Leitung der Geschäfte sich vorbehalten hat,

und auf welchem sie den Menschen nur auf eine beinahe mechanische Weise handeln lässt, weil die Erfolge fast ganz von dem abhängen, was am wenigsten von ihm abhängt. Niemals wird er öfter und lebhafter als im Kriege an seine eigene Nichtigkeit und an die unvermeidliche Macht, die alles regelt, erinnert. Es ist die Meinung, welche die Schlachten verliert, und die Meinung, die sie gewinnt. Der unerschrockene Spartiate opferte der Furcht (J. J. Rousseau wundert sich irgend wo hierüber, ich weiss nicht warum); ebenso opferte Alexander vor der Schlacht bei Arbela der Furcht. Gewiss, sie hatten sehr Recht; um diesen frommen Aberglauben zu rechtfertigen und seinen Sinn zu erkennen, brauchen wir uns nur zu denken, dass wir Gott bitten, er wolle so gnädig sein uns nicht die Furcht zu senden. Die Furcht! Carl V spottete über die Grabschrift: „Hier ruht einer, der niemals Furcht hatte.“ Und welcher Mensch hat niemals in seinem Leben Furcht empfunden? wer hat niemals Gelegenheit gehabt an sich selbst oder in seiner Umgebung die allmächtige Schwäche dieser Leidenschaft zu bewundern, die oft eine um so grössere Herrschaft über uns ausübt, je weniger vernünftige Gründe sie hat. Beten wir also, Herr Chevalier, denn an Sie wende ich mich, da sie diese Betrachtungen veranlasst haben, beten wir zu Gott von ganzem Herzen, er möge von uns und von unsern Freunden die Furcht entfernt halten, die nur auf seine Befehle wartet. Erschrecken Sie nur nicht über das Wort Furcht. Freilich wenn Sie es in seinem engsten Sinne nehmen, so könnten Sie sagen, dass die Sache, welcher dies Wort zukommt, selten ist, und dass es schimpflich sei vor ihr besorgt zu sein. Es giebt eine Furcht, wie die eines Weibes, das mit einem Schrei entflieht. Diese kann man, ja darf man nicht für etwas mögliches halten, obgleich es durchaus nicht ein Phänomen ist, das ungekannt wäre. Aber

es giebt eine andere Furcht, die weit furchtbarer ist, die in das männlichste Herz sich einschleicht, es eisig durchrieselt, und ihm das Gefühl giebt, dass es besiegt sei. Das ist die entsetzliche Geissel, die stets den Armeen droht. Ich that einst an einen Militair von dem ersten Range, den Sie beide kennen, die Frage: „Sagen Sie mir, Herr General, was heisst es eine verlorene Schlacht; ich habe dies niemals recht begriffen.“ Er antwortete mir nach einigem Stillschweigen: „Es ist eine Schlacht, die man verloren zu haben glaubt.“*) Nichts ist wahrer. Ein Mensch, der sich mit einem andern schlägt, ist besiegt wenn er getödtet oder zu Boden geworfen ist, während der andere seinen Stand behauptet. Im Kriege liegen die Todten auf beiden Seiten. Die Kräfte schwanken, wie der Tod in den Reihen hin und her wankt, und besonders seitdem die Erfindung des Schiesspulvers eine grössere Gleichheit in die Mittel der Zerstörung gebracht hat, wird eine Schlacht nicht mehr materiell verloren, weil es nämlich nur mehr Todte auf der einen Seite als auf der andern giebt; auch Friedrich II, der die Sache doch auch ein wenig verstand, sagte: Siegen heisst Vorrücken.

Es ist die Einbildung, die die Schlachten verliert. „Et qui primi omnium vincuntur, oculi.“ (Tacitus.)

Es würde nur auf mich ankommen, Ihnen neuere Schlachten anzuführen, berühmte Schlachten, deren Gedächtniss nie untergehen wird, Schlachten, die die Gestalt der Dinge in Europa verändert haben, und die nur verloren gingen, weil dieser oder jener sie für verloren hielt; so dass unter ganz denselben Umständen, wenn auch nicht ein Tropfen Blut, weder auf der einen noch der andern Seite mehr vergossen wäre, ein anderer General ein Te-deum in seinem Lager würde haben singen lassen und

*) Suwaroff.

die Geschichte gezwungen hätte, ganz das Gegentheil von dem zu sagen, was sie sagen wird.

Sind wir nun nicht endlich dahin gelangt zu sehen, wie gewonnene Schlachten verloren gehen können? Ich übertreibe nicht, meine Herren, denn Sie wissen, dass ich einen besondern Abscheu gegen Uebertreibung habe, welche die Lüge der ehrlichen Leute ist. Wenn Sie auch nur ein wenig Uebertreibung, in dem was ich gesagt habe, finden, so unterwerfe ich mich ohne Widerstreben, um so williger als ich gar keinen Anspruch mache, Recht zu haben in der ganzen Strenge dieses Wortes. Ich glaube im Allgemeinen, dass die Schlachten physisch weder gewonnen noch verloren werden. Dieser Satz enthält keine starre Wahrheit, er ist aller Modificationen fähig, die Sie für angemessen halten, wofern Sie mir nur Ihrer Seits zugestehen, (was kein verständiger Mensch mir abstreiten kann,) dass die moralische Macht eine unermessliche Wirkung hat; das ist mir genug. Reden wir also nicht mehr von starken Bataillonen, Herr Chevalier; denn es giebt keine falschere und gröbere Meinung, wenn man Sie nicht auf den Sinn beschränkt, den ich Ihnen deutlich genug dargelegt zu haben glaube.

Der Graf.

Ihr Vaterland, Her Senator, wurde nicht durch starke Bataillone gerettet, als im Anfange des 17. Jahrhunderts der Fürst Pajarski und ein Viehhändler Namens Mignin es von einem unerträglichen Joche befreiten. Der edle Kaufman bot seine Güter und die seiner Freunde, indem er den Pojarski auf den Himmel hinwies, und Pojarski bot seinen Arm und sein Blut dar, sie fingen mit tausend Mann an, und es gelang ihnen.

Der Senator.

Sehr schön, dass sich diese Begebenheit Ihrem Gedächtniss darbietet; aber die Geschichte aller Nationen ist

voll von ähnlichen Thatsachen, welche zeigen, wie die Macht, die die Anzahl giebt, erzeugt, ausgeübt, geschwächt oder vernichtet werden kann durch eine Menge von Umständen, welche nicht von uns abhängen. Was unsere Tedeums betrifft, die so vielfach vorkommen und oft so übel angebracht werden, so überlasse ich sie Ihnen von ganzem Herzen, Herr Chevalier. Wenn Gott uns ähnelte, so würden sie den Blitz anziehen; aber er weiss was wir sind, und behandelt uns nach unserer Unwissenheit. Was es übrigens auch für Missbräuche in diesem Punkte giebt, wie es deren in allen menschlichen Dingen giebt, so ist doch die allgemeine Sitte heilig und lobenswerth.

Immer muss man Gott um das Gelingen bitten, und immer ihm dafür danken. Da nun aber in dieser Welt nichts unmittelbarer von Gott abhängt als der Krieg; da er hier die natürliche Macht des Menschen beschränkt, und da er sich gern den Herrn der Heerschaaren nennen hört; so haben wir allen Grund, unsre Bitten zu verdoppeln, wenn wir von dieser furchtbaren Geissel getroffen werden; wahrlich, es ist sehr schön und hat seinen guten Grund, dass die christlichen Nationen übereingekommen sind, ihre Dankbarkeit gegen den Herrn der Heerschaaren durch ein Tedeum auszudrücken; ich glaube, dass man ihm für die Siege, die man ihm allein zu verdanken hat, kein schöneres Gebet darbringen kann.



voll von ähnlichen Thatsachen, welche zeigen, wie die
Macht, die die Anzahl giebt, erzeugt, ausgiebt, geschwächt
oder vernichtet werden kann durch eine Menge von Um-
ständen, welche nicht von uns abhängen. Was unsere Te-
benne betrifft, die so vielfach vorkommen und oft so übel
angegriffen werden, so überlasse ich sie Ihnen von ganzem
Herten, Herr Chevalier. Wenn Gott uns abhelfe, so würden
sie den Blick anziehen; aber er weiss was wir sind, und
behandelt uns nach unserer Unwissenheit. Was es ab-
geht auch für Misbräuche in diesem Punkte giebt, wie
es deren in allen menschlichen Dingen giebt, so ist doch
die allgemeine Sittlichkeit und Lebensweise.

Immer muss man Gott um das Gelingen bitten, und
immer ihm dafür danken. Da nun aber in dieser Welt

Druck von J. Dräger in Berlin, Adlerstr. 9.

nichts unmöglich ist, da es
hier die natürliche Macht des Menschen beschränkt, und
da es sich gern den Herrn der Heerschaaren nennen hört;
so haben wir allen Grund, unsere Bitten zu verdoppeln,
wenn wir von dieser furchtbaren Geißel getroffen werden;
wahrlich, es ist sehr schön und hat seinen guten Grund,
dass die christlichen Nationen übereingekommen sind,
ihre Dankbarkeit gegen den Herrn der Heerschaar
von durch ein Todeum auszuweisen; ich glaube, dass
man ihm für die Siege, die man ihm allein zu verdanken
hat, kein schöneres Gebet darbieten kann.

Ich habe hier nur einige Beispiele
von dem, was die Macht des Menschen
thun kann, und was die Macht des
Herrn der Heerschaaren thun kann.

Ich habe hier nur einige Beispiele
von dem, was die Macht des Menschen
thun kann, und was die Macht des
Herrn der Heerschaaren thun kann.

1022
1.

Die Monarchie

nach den Ansichten

des

Grafen Joseph de Maistre.

Herausgegeben

von

EUGEN VON BREZA.



BERLIN.

Verlag von Isidor Rocca.

1851.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

1023 (27)

Die Monarchie

von Joseph de Maistre

1821

Paris bei der Akademie

Herausgegeben

von

Joseph de Maistre



BRUNNEN

Verlag von J. B. Metzger

1821

Bayrische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Die Monarchie

nach den Ansichten des

Grafen Joseph de Maistre.

Herausgegeben

von

Eugen von Breza.

Fecerunt itaque civitates duas amores
duo: terrenam scilicet amor sui usque
ad contemptum Dei, coelestem vero amor
Dei usque ad contemptum sui. — St. Au-
gustinus de Civit. Dei lib. XIV, cap. 28.

BERLIN.

Verlag von Isidor Rocca.

1851.

Die Monarchie

nach den Ansichten des

Ersten Joseph de Maistre.



Facsimile of the original text from the book, printed in reverse.

VERLAG

Verlag von Isidor Hoeser.

1851

**DEM TREUEN DIENER MEINES KÖNIGS,
DEM THEUREN VETTER MEINER IN GOTT
RUHENDEN MUTTER, DEM EDLEN GRAFEN
ATHANASIUS RACZYNSKI**

GEWIDMET VON

E. v. B.

DEM TREUEN DIENER MEINES KÖNIGS,
DEM THEUREN VETTER MEINER IN GOTT
RUHENDEN MUTTER, DEM EDLEN GRAFEN
ATHANASIUS RACZYNSKI

GEWIDMET VON

E. V. B.

Quibus pars aliqua corporis dolet et qui fere dolorem non sentiunt, illi mens aegrotat.

Hippocrates, Aphorismi II, 6.

Impura corpora, quo plus nutrias, eo magis laedas.

Id. II, 10.

Quae per morbos post judicationem intus relinquuntur, morborum reversiones facere consueverunt.

Id. II, 12.

**) Quidam regum portum, legitur in manu.*

Galbus pars aliqua corporis dolet et qui seire dolorem non sentiunt, his
minus accretat.

Hippocrates, Aphorismi II, 6.

Impura corpora, quo plus nutilas, eo magis laedas.

Id. II, 10.

Quae per morbos post iudicium intus reperiuntur, morborum reversiones
facere consueverunt.

Id. II, 12.

da ja, nach der Lehre des h. Augustinus selbst, der Soldat, der nicht tödtet wenn der rechtmässige Fürst befiehlt, nicht minder schuldig ist als derjenige welcher ohne Befehl tödtet;*) man sieht, dieser grosse und treffliche Geist hatte noch keine Idee von einem neuern Staatsrecht, welches den Königen die Macht zu richten nahm.

Das Christenthum konnte, als es auf die Erde ausgesät war, nur die Geister vorbereiten, es konnte seinen grossen politischen Einfluss erst ausüben, als, nach Er-

Ueber die Institution der christlichen Monarchie.

Was die Menschen täglich vor Augen haben, bewundern sie nicht. Statt die Monarchie hochzuhalten, die wir als ein Wunder preisen müssen, nennen wir sie oft Despotismus, und sprechen von ihr als von etwas ganz gewöhnlichem, das immer bestanden hat und keine besondere Aufmerksamkeit verdient.

„Einige Nationen, sagt Tacitus, ihrer Könige überdrüssig, wollten lieber die Gesetze.“*) Wir sind so glücklich, diesen Gegensatz nicht zu verstehn, und dennoch besteht er in der That, und wird immer bestehn, ausserhalb des Christenthums.

Niemals haben die alten Völker gezweifelt, so wenig als die ungläubigen Völker noch heut zu Tage es bezweifeln, dass das Recht über Leben und Tod unmittelbar den Fürsten zukomme. Wir brauchen diese Wahrheit nicht zu beweisen, die mit blutiger Schrift auf allen Seiten der Geschichte eingezeichnet ist. Auch die ersten Strahlen des Christenthums klärten nicht die Menschen hierüber auf,

*) St. Augustin. de civit. Dei l. 20. Anderswo sagt er: Der König macht die Ungerechtigkeit des Befehls zu dem Schuldigen.
*) Quidam regum pertaesi, leges maluerunt.

da ja, nach der Lehre des h. Augustinus selbst, der Soldat, der nicht tödtet wenn der rechtmässige Fürst befiehlt, nicht minder schuldig ist als derjenige welcher ohne Befehl tödtet;*) man sieht, dieser grosse und treffliche Geist hatte noch keine Idee von einem neuern Staatsrecht, welches den Königen die Macht zu richten nähme.

Das Christenthum konnte, als es auf die Erde ausgesäet war, nur die Geister vorbereiten, es konnte seinen grossen politischen Einfluss erst ausüben, als, nach Erhebung der päpstlichen Autorität zu dem ihr gebührenden Umfang, die Macht dieser Religion in der Hand eines einzigen Mannes concentrirt worden, eine unerlässliche Bedingung, wenn diese Macht zur Geltung kommen sollte. Ferner musste das Römische Reich verschwinden. Bis in seine letzten Fasern von Fäulniss ergriffen, war es nicht mehr würdig dass das göttliche Reis auf dasselbe gepflanzt würde. Aber der kräftige Wilde des Nordens drang vor, und während dieser das alte Reich unter seine Füsse trat, sollten die Päpste sich seiner bemächtigen und theils durch fortwährende freundliche Behandlung theils unter steten Kämpfen mit ihm, am Ende durch ihn ein Werk hervorbringen das noch nie da gewesen.

Von dem Augenblick an, wo die neuen Herrschaften sich einzurichten begannen, predigte die Kirche durch den Mund der Päpste immer und immer wieder den Völkern diese Worte Gottes in der Schrift: „Ich bin es, durch den die Könige herrschen“, und den Königen: „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet“, um zu gleicher Zeit das göttliche Recht des Fürstenthums und das göttliche Recht der Völker aufzurichten.

*) St. Augustin. de civit. Dei 1,29. Anderswo sagt er: Den König macht die Ungerechtigkeit des Befehls zu dem Schuldigen, den Soldaten spricht sein Dienst unschuldig.

„Die Kirche, sagt Pascal *) sehr gut, verbietet ihren Kindern noch strenger als die bürgerlichen Gesetze, sich selbst Recht zu verschaffen; dieser Geist der Kirche bewirkt, dass es nicht einmal die christlichen Könige thun in den Fällen eines Majestätsverbrechens gegen ihre Person, sondern sie übergeben die Verbrecher den Händen der Richter, um sie nach den Gesetzen und in den Formen des Rechts bestrafen zu lassen.“

Nicht dass die Kirche je etwas darüber verordnet hätte; ich weiss nicht einmal, ob sie es gekonnt hätte: denn es giebt Dinge, die man in einem gewissen heiligen Dunkel lassen muss, ohne sie durch ausdrückliche Gesetze bestimmen zu wollen. Die Könige haben zwar oft, und nur zu oft, unmittelbar Strafen befohlen; aber immer schritt der Geist der Kirche unvermerkt vor, indem er die Meinungen für sich gewann, und solche Acte der Fürstengewalt zu Schanden machte, sie galten als öffentliche Verbrechen, verächtlicher und nicht minder böse als die auf der Landstrasse begangenen.

Aber wie hätte die Kirche vermocht, die Monarchie dahin zu bringen sich zu beugen, wenn die Monarchie selbst nicht dazu vorbereitet, geschmeidig, ja ich darf sagen mürbe gemacht worden wäre durch die Päpste. Was vermochten einzelne Prälaten, was vermochten einzelne Kirchen gegen ihren Herrn? Nichts. Um dieses grosse Wunder zu wirken, bedurfte es nicht einer menschlichen, physischen, materiellen Macht (denn in diesem Falle hätte diese einen weltlichen Missbrauch üben können), sondern einer geistlichen und moralischen, die nur in der öffentlichen Meinung ihre Herrschaft ausübt: eine solche war die Macht der Päpste. Kein aufrichtiger und unbefangener Geist wird sich weigern, das Wirken der Vorsehung in

*) Lettres provinc.

dieser allgemeinen Meinung anzuerkennen, die Europa durchdrang und allen Bewohnern dieses Erdtheils den souverainen Hohenpriester als die Quelle der Souverainetät in Europa zeigte, weil dieselbe Autorität, allenthalben eingreifend, die nationalen Verschiedenheiten soweit es möglich war verwischte; denn nichts macht die Menschen gleich als die religiöse Einheit. Die Vorsehung hatte den Päpsten die Erziehung der Europäischen Fürstengewalt anvertraut. Aber wie konnte sie erziehen ohne zu strafen? Daher so viele Stürme, so viele Fälle des heftigsten Widerstandes; aber das göttliche Prinzip war nicht weniger stets gegenwärtig, immer wirksam und immer erkennbar; und zwar war es dies durch jene merkwürdige Thatsache, die nicht genug beachtet werden kann, nemlich: dass jede Thätigkeit der Päpste gegen die Souveraine zum Vortheil der Souverainetät ausschlug. Indem sie immer nur als göttliche Gesandte handelten, selbst wenn sie gegen die Monarchen kämpften, prägten sie fortwährend dem Unterthan ein, dass er nichts gegen seinen Herrn vermöge. Sie wurden die ewigen Wohlthäter des menschlichen Geschlechts, indem sie zu gleicher Zeit sowohl für den göttlichen Charakter der Souverainetät, als auch für die gesetzmässige Freiheit der Menschen kämpften. Das Volk, jeder Art von Widerstand fremd, konnte sich nicht erheben noch sich emancipiren wollen, und indem die Souveraine sich nur unter eine göttliche Macht beugten, bewahrten sie ihre ganze Würde.

Die Päpste haben die Jugend der Europäischen Monarchie erzogen. Sie ist ihr Werk, im eigentlichen Sinne des Wortes, wie der Herzog von Burg und ein Werk Fenelons war. Bei beiden kam es darauf an, aus einem grossen Charakter ein wildes Element, das alles verdorben haben würde, auszurotten. Alles, was dem Menschen Zwang anthut, kräftigt ihn. Er kann nicht gehorchen, ohne sich zu ver-

vollkommenen, und dadurch allein dass er sich selbst überwindet, wird er besser. Mancher wird in seinem dreissigsten Jahre eine Frau meiden können, weil man ihn in seinem fünften oder sechsten Jahre gelehrt hat, ein Spielwerk, eine Näscherei zu entbehren. Es ist der Monarchie gegangen wie es einem wohlerzogenen Menschen geht. Die fortwährenden Anstrengungen der Kirchen, die durch den Papst geleitet wurden, haben aus der Monarchie gemacht was man niemals gesehen hatte, und was man niemals sehen wird wo diese Autorität verkannt wird. Unmerkbar, ohne Verbote und Gesetze, ohne Kämpfe, ohne Gewaltsamkeit und ohne Widerstand wurde die grosse Europäische Charte proclamirt, nicht auf einem elenden Stück Papier, nicht durch die Stimme öffentlicher Herolde, sondern in allen Europäischen Herzen, die damals alle katholisch waren.

Die Könige entsagen der richterlichen Macht aus freien Stücken, und die Völker erklären dafür die Könige für **unfehlbar** und **unverletzlich**.

Das ist das Grundgesetz der Europäischen Monarchie, es ist ein Werk der Päpste: ein erstaunliches Wunder, ganz wider die Natur der natürlichen Menschen, allen früheren historischen Thatsachen entgegen, dessen Möglichkeit sich in den alten Zeiten niemand geträumt hatte, dessen Göttlichkeit aber eben dadurch am meisten in die Augen springt dass es eine allgemeine Geltung erlangt hat.

Diejenigen christlichen Völker, welche die Hand des Papstes gar nicht oder nicht genug gefühlt haben, werden niemals zu dieser Monarchie kommen. Vergebens wird ein solches Volk unter der Hand, die es mit willkürlicher Gewalt hält, Anstrengungen machen; vergebens wird es den Weg berühmter Nationen betreten wollen; es weiss nicht, dass, ehe man Gesetze für ein Volk machen kann, man zuvor ein Volk für die Gesetze machen muss. Alle

Anstrengungen werden nicht nur vergeblich sein, sondern verderblich; ein neuer Ixion wird es Gott reizen und nur eine Wolke umarmen. Um zu dem Europäischen Mahle zugelassen zu werden, um würdig zu werden unter jenem herrlichen Scepter zu stehen, das nur für die dazu vorbereiteten Nationen bestimmt ist, um endlich zu dem Ziele zu gelangen das vergeblich von einer ohnmächtigen Philosophie hingestellt wird, sind alle Wege falsch ausser dem einzigen, der uns geführt hat.

Was die Nationen betrifft, die in der Hand des Papstes lange genug blieben, um den Segen seines Einflusses zu erfahren, sich aber unglücklicher Weise ihm entzogen haben, so werden diese ebenfalls die grosse Wahrheit, die ich aufstellte, beweisen.

Die Könige begünstigten vor drei Jahrhunderten die grosse Empörung, um die Kirche zu berauben.*) Man wird sehen, wie sie die Völker wieder zur kirchlichen Einheit zurückführen werden, um ihre Throne zu stützen, die durch die neuen Lehren in der Luft schweben.

Die Einigung der weltlichen Macht und des Papstthums in verschiedenen Graden und unter verschiedenen Formen war immer so allgemein in der Welt, dass sie als göttlich erkannt werden muss. Es giebt zwischen beiden eine natürliche Verwandtschaft. Sie müssen sich vereinigen und sich unterstützen; wenn sich der eine Theil zurückzieht, leidet der andere:

Alterius sic

Altera pascit opem res et coniurat amice.

*) Hume, der nichts glaubte und daher sich keinen Zwang anthat, gesteht ohne Umstände: „dass der eigentliche Grund der Reformation die Lust war, das Silberwerk und die Zierathen der Altäre zu rauben.“: a pretence for making spoil of the plate,

Jede Europäische Nation, die dem Einfluss des heiligen Stuhles entzogen ist, wird nothwendiger Weise zur Knechtschaft oder zur Empörung geführt. Das richtige Gleichgewicht, welches die Europäische Monarchie charakterisirt, kann nur die Wirkung jener höheren Ursache sein, die ich angedeutet habe.

Dieses wunderbare Gleichgewicht ist von der Art, dass es dem Fürsten alle Macht giebt die nicht eine Tyrannei ist, und dem Volke alle Freiheit die nicht den unerlässlichen Gehorsam ausschliesst. Die Macht ist unermesslich gross, ohne zügellos zu sein, und der Gehorsam vollkommen ohne knechtisch zu sein. Es ist die Art der Regierung die einzig den Menschen zu allen Zeiten und an allen Orten gemäss ist; alle andern Arten sind nur Ausnahmen. Wo der Souverain keine Strafe unmittelbar verhängen kann, selbst aber in keinem Falle einer Strafe unterworfen und niemandem verantwortlich ist, da ist immer ein hinreichender Grad von Macht und Freiheit; was daran fehlt, ist von geringer Bedeutung. *)

Man spricht viel von dem türkischen Despotismus. Indessen dieser Despotismus beschränkt sich nur auf die Macht unmittelbar zu strafen, d. h. auf die Macht zu morden, das einzige Recht, das die allgemeine Meinung

vestures and rich ornaments belonging to the altars. Hume's hist. of Engl. Elizabeth ch. XL. ann. 1568.

*) Das Recht sich selbst zu besteuern z. B., von dem man so viel Aufhebens macht, will nicht viel sagen. Die Nationen die sich selbst besteuern, sind immer die am meisten besteuerten. Ebenso ist es mit dem Rechte, an der Gesetzgebung Theil zu nehmen. Die Gesetze werden wenigstens eben so trefflich sein wo nur ein einziger Gesetzgeber ist. — (Ob Herr von Savigni — oder die Herren Gorzalka, Kielbassa und der Kammerherr Stablewski?)

dem christlichen König abspricht; denn es ist von grosser Wichtigkeit, dass unsere Fürsten von einer Wahrheit überzeugt seien, deren sie sich wenig bewusst sind, und die doch unbestreitbar ist, nemlich dass sie ohne Vergleich mächtiger sind als die Asiatischen Fürsten. Der Sultan kann rechtmässig abgesetzt und zum Tode geführt werden durch ein Decret der vereinigten Mollas und Ulemas. *) Er könnte keine Provinz oder auch nur eine einzige Stadt abtreten, ohne seinen Kopf Preis zu geben; er kann sich nicht davon dispensiren, des Freitags in die Moschee zu gehn: es ist wohl vorgekommen, dass der Sultan, so krank wie er war, seine letzten Kräfte anwandte um zu Pferde zu steigen, und auf dem Wege dahin todt niedersank; er vermag nicht, ein männliches Kind seines Hauses am Leben zu erhalten, das nicht in der geraden Linie geboren ist; er kann keine Sentenz eines Cordi ungültig machen er darf kein religiöses Institut antasten, noch das Gut einer Moschee für sich verwenden, u. s. w.

Wenn man einem unserer Fürsten das erhabene Recht hängen zu lassen anböte, mit der Bedingung, dass er vor Gericht gestellt, und abgesetzt oder zum Tode verurtheilt werden könne, ich zweifle ob er es annähme; und man böte ihm doch, was wir die Allgewalt des Sultans nennen.

Wenn wir von den blutigen Katastrophen hören, die so vielen dieser Fürsten das Leben gekostet haben, und diese Ereignisse nach unsern Ideen beurtheilen, so sehen wir darin nur Verschwörung, Meuchelmord, Empörung. Dies ist ganz falsch. In der ganzen Dynastie der Ottomanischen Sultane ist ein einziger ungesetzmässig, durch eine wirkliche Empörung umgekommen; aber dieses

*) Diese beiden Körperschaften sind ungefähr das, was bei uns die Geistlichkeit und der Richterstand sind.

Verbrechen wird auch zu Constantinopel so angesehen wie wir den Mord Karls des Ersten oder Ludwigs des Sechzehnten ansehen. Die Compagnie oder die Horta der Janitscharen, die sich dessen schuldig machte, wurde aufgehoben und ihr Name ewiger Schande geweiht. Bei jeder Musterung wird auch sie aufgerufen, und wenn ihr Name genannt worden, antwortet ein Beamter mit lauter Stimme: „Sie ist nicht mehr; sie ist verflucht!“

Im Allgemeinen sind diese Executionen, die dort eine so grosse Menge von Regierungen endigen, durch das Gesetz anerkannt. Wir haben ein merkwürdiges Beispiel an dem Tode des lebenswürdigen Selim, des neuesten Opfers dieses furchtbaren Staatsrechts. Seiner Gewalt müde, wollte er sie seinem Oheim abtreten; der sagte zu ihm: „Sieh dich wohl vor: die Parteien belästigen dich; aber wenn du Privatmann bist, so möchte eine andere Partei gar leicht dich wieder auf den Thron zurückrufen wollen und das hiesse dich zum Tode führen.“ Selim bestand auf seinem Vorhaben, und die Prophezeiung ging in Erfüllung. Eine mächtige Partei unternahm bald darauf, ihn wieder auf den Thron zu setzen — ein Festa des Diwan liess ihn erdrosseln. Das in solchen Fällen an den Sultan gerichtete Decret ist demjenigen sehr ähnlich, welches der Römische Senat an die Consuln in gefährlichen Momenten richtete: *Videant Consules* etc.

Wo der Souverain das Recht hat, unmittelbar zu strafen, da muss er auch gerichtet, abgesetzt und zum Tode verurtheilt werden können, wenn auch kein Gesetz dieses wörtlich ausspricht; in einem solchen Staate wird der Mord eines Souverain die Einbildungskraft der Menschen nicht erschrecken oder empören, ja die Urheber solcher schrecklichen Executionen werden nicht in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt sein, ihre Söhne werden sich nicht schämen den Namen ihrer Väter zu führen. Dies

findet in der That Statt; denn alles was nothwendig ist, ist.

Jeder allgemeinen Meinung liegt eine Nothwendigkeit zu Grunde. Sie will, dass man ohne Entehrung in gewissen Fällen Hand an den Fürsten legen könne der mit dem Rechte zu tödten bekleidet ist.

Hinwieder, aus ganz entgegengesetztem Grunde, muss die Meinung eben so wie das Gesetz, Jeden ausrotten, der da wagt, Hand an den Monarchen zu legen der für unverletzlich erklärt ist. Der Name selbst des Königsmörders verschwindet, erstickt unter der Last der Schande; in andern Fällen scheint die Würde des Opfers zuweilen den Mord zu adeln. *)

Lebensdauer der Fürsten. Geheime Verbindung der Religion und der Souverainetät.

Wenn man die Geschichte liest, so könnte man versucht werden zu glauben, dass der gewaltsame Tod bei den Fürsten der natürliche, und dass für sie der natürliche Tod eine Ausnahme sei.

Von dreissig Römischen Kaisern, welche während dritthalb Jahrhunderten regierten, von Augustus bis Valerian, starben nur sechs eines natürlichen Todes. Im Frankenreich kamen in einem Zeitraum von 150 Jahren, von Chlodowig bis Dagobert, vierzig Könige oder Prinzen vom königlichen Geblüt durch einen gewaltsamen Tod um. **)

*) Charlotte Corday.

**) Garnier, Hist. de Charlemagne, tom. I. introd. ch. 11 p. 219, eine Stelle, die Bernardi in seinem Werke de l'origine et

Ist es nicht beklagenswerth, dass man in den neuesten Zeiten noch sagen konnte: „Wenn man in Frankreich in einem Zeitraume von zwei Jahrhunderten zehn Monarchen oder Dauphins findet, so sind drei ermordet, drei sterben eines Todes, der insgeheim vorbereitet worden, und der letzte stirbt auf dem Schaffot.“*)

Der Historiker, den ich oben angeführt habe, betrachtet es als gewiss, dass die gewöhnliche Lebensdauer der Fürsten kürzer sei, als der übrigen Menschen, da so viele Fürsten eines gewaltsamen Todes starben: „sei es, bemerkt er hiebei, dass diese kurze Lebensdauer der Könige, die man im Allgemeinen wahrnimmt, in den Sorgen der Regierung und der Last der Geschäfte ihren Grund habe, oder weil die Könige so leicht alle ihre Leidenschaften befriedigen können.“ **)

Beim ersten Blick scheint diese Bemerkung wahr; bei einer genaueren Prüfung der Sache indessen sehe ich mich zu einem ganz andern Ergebniss geführt.

Die durchschnittliche Lebensdauer der Menschen mag ungefähr sieben und zwanzig Jahre ***) haben.

Die gewöhnliche Regierungsdauer der Könige dagegen wäre, wenn man den Berechnungen Newtons glaubt, achtzehn bis zwanzig Jahre, und ich glaube, man würde bei

des progrès de la législation française citirt (Journal des Débats, 2 août 1816).

*) Man kann in dem Journal de Paris, Juli 1793 no 185 die abscheuliche Diatribe lesen, aus der diese Stelle genommen ist. Der Autor scheint indess im vollen Genuss seiner Vernunft gestorben zu sein. Sit tibi terra levis!

**) Garnier ibid. p. 227. 228.

***) D'Alembert, Mélanges de littérature et de philosophie, Amsterdam, 1767, calcul de probabilité. p. 285.

dieser Berechnung keine Schwierigkeit finden, wenn man keinen Unterschied zwischen den Jahrhunderten und den Nationen, d. h. der Religion macht; dieser Unterschied aber muss gemacht werden, wie der Ritter William Jones anmerkt: „Bei der Untersuchung der Asiatischen Dynastien vom Verfall des Kalifats an, habe ich gefunden, dass nur zehn bis zwölf Jahre im Allgemeinen auf die Dauer einer Regierung kommen.“*)

Ein ausgezeichnetes Mitglied der Academie zu Calcutta behauptet, dass nach den Mortalitäts-Tabellen ein Menschenalter im Allgemeinen zwei und dreissig bis drei und dreissig Jahre habe, und dass „in einer langen Reihe von Fürsten die nach einander regiert haben, man auf jede Regierung im Durchschnitt nicht mehr als die Hälfte dieser Dauer, nemlich siebenzehn Jahre, rechnen könne.“**)

Diese letzte Rechnung mag richtig sein, wenn man die Asiatischen Regierungen mit in die Durchschnittsrechnung zieht; aber für Europa allein wäre sie sicherlich falsch; denn die Regierungsdauer der Fürsten Europas ist, schon seit langem, im Durchschnitt eine längere als von zwanzig Jahren, und steigt in mehreren katholischen Staaten bis zu fünf und zwanzig Jahren.

Nehmen wir im Allgemeinen für die durchschnittliche Lebensdauer der Menschen dreissig Jahre an; und 20 Jahre — augenscheinlich zu wenig, wie jeder sich selbst überzeugen kann — für die Dauer einer Regierung in Europa, so frage ich: wie ist es möglich, dass ein Menschenalter nur dreissig Jahre habe, die Dauer der Regierungen 22 bis 25, wenn

*) Sir W. Jones Works, in 4^o, tom. V, p. 554. (Vorrede zu seiner Beschreibung Asiens)

**) M. Bentley in den *Researches asiat.* — Supplem. seiner Werke, tom. 2, in 4^o p. 1035

nicht die Fürsten, d. h. die christlichen Fürsten, eine längere Lebensdauer hätten als die übrigen Menschen? Diese Betrachtung bewiese, was mir immer sehr wahrscheinlich vorgekommen, dass die echten königlichen Geschlechter sich von den andern unterscheiden wie ein Baum sich von einem Strauche unterscheidet.

Nichts ereignet sich, nichts ist ohne genügenden Grund: ein Geschlecht kann nur regieren, weil es mehr Leben, mehr königlichen Geist hat, mit einem Worte: mehr von dem, wodurch ein Geschlecht zum Regieren mehr geschaffen ist.

Man glaubt, ein Geschlecht sei königlich weil es regiere; im Gegentheil, es regiert weil es königlich ist.

Wir begehen in unseren Urtheilen über die Fürsten gar leicht einen unverzeihlichen Fehler, indem wir gewisse Mängel in ihrem Charakter oder in ihrem Leben ins Auge fassen. Dann sagen wir wegwerfend: „Seht, so sind die Könige!“ anstatt wir sagen sollten: „Was wäre ich, wenn eine Revolution meinen Vater oder Grossvater auf den Thron geführt hätte? ein Wüthrich, ein Schwachkopf, dessen man sich um jeden Preis entledigen müsste.“

Die Könige sind gleichsam unglückselige Styliten, durch die Vorsehung dazu verurtheilt ihr Leben auf der Höhe einer Säule hinzubringen, ohne jemals herabsteigen zu können. Sie vermögen nicht wie wir, was unten geschieht, zu sehen; aber dafür sehen sie weiter. Sie haben einen gewissen Tact, einen gewissen Instinct, der sie oft besser leitet als das Urtheil derjenigen die sie umgeben. Ich bin von dieser Wahrheit so überzeugt, dass ich in allen wichtigen Fragen stets Bedenken trage, ja — gerade herausgesagt — mir ein Gewissen machen würde, zu heftig dem Willen eines Fürsten zu widersprechen, selbst auf erlaubte Weise. Hat man ihnen die Wahrheit gesagt, wie

es Pflicht ist, dann muss man sie handeln lassen und sie unterstützen.

Wir vergleichen alle Augenblicke einen Fürsten mit einem Privatmann: welche Sophisterei! Es giebt gewisse Misstände, welche mit der Stellung der Souveraine verbunden sind, und die eben deshalb nicht gerechnet werden dürfen. Will man einen Vergleich machen, so muss man eine regierende Familie mit einer privaten Familie vergleichen, die zur Regierung käme, und die demnach denselben Misständen unterworfen wäre. In dieser Voraussetzung aber dürfte wohl bei einem Vergleich nicht der geringste Zweifel über den Vorzug der ersteren entstehen oder vielmehr über die Unfähigkeit der letztern; denn eine nicht königliche Familie wird niemals lange regieren. *)

Man darf sich daher nicht wundern, in einer königlichen Familie eine längere Lebensdauer zu finden als in allen andern. Aber dies führt mich auf einen der grössten Aussprüche der heiligen Schrift:

*) Das legitime Fürstenthum kann eine Zeit lang nur copirt werden; und diejenigen, welche über diesen grossen Gegenstand nachgedacht haben, werden leicht in dem copirten Fürstenthume Charaktere erkennen die mehr oder weniger oder gar nichts Königliches haben. Wenn man von dem Ursprung eines Fürstenthums gar nichts weiss, wenn es so zu sagen von sich selbst begonnen hat, ohne Gewaltthätigkeit von der einen, und ohne Genehmigung oder Ueberlegung von der andern Seite; wenn ferner der König Europäisch und Christ ist, so ist er, wie Homer sagt, am königlichsten (*βασιλεύτατος*). Je mehr er sich von diesem Muster entfernt, je weniger ist er König. Man darf insbesondere wenig auf die Geschlechter rechnen, die mitten unter Stürmen emporgekommen, durch Gewalt oder Politik erhoben worden und sich durch schöne Grundgesetze, die auf Velinpapier geschrieben stehen und alle Fälle vorsehen, sich gesichert und unverletzlich glauben. — Diese Geschlechter können nicht dauern. — Man könnte noch manches sagen, wenn man alles sagen wollte oder könnte.

„Die Verbrechen der Menschen vermehren die Fürsten, aber die Weisheit und die Einsicht ihrer Unterthanen verlängern ihre Regierungen.“*)

Nichts ist so wahr, so tief — eine furchtbare Wahrheit! — aber leider nichts weniger beachtet. Die Verbindung der Religion und des Fürstenthums darf man niemals aus dem Gesichte verlieren. Ich erinnere mich, einmal den Titel einer Englischen Predigt gelesen zu haben; er hiess: „Die Sünden der Regierung sind die Sünden des Volkes.“**) Ich unterschreibe sie ohne sie gelesen zu haben; der Titel allein sagt mehr als viele Bücher.

In seiner Vergleichung der Europäischen und Asiatischen Fürstengeschlechter bemerkt der Ritter Jones: „die Natur der unglücklichen Asiatischen Regierungen erklärt den Unterschied welcher zwischen ihnen und den unsrigen in Bezug auf die Dauer der Geschlechter besteht.“***)

Ganz richtig; aber man bedenke, dass es die Religion ist, welche die Unterschiede zwischen den Regierungen macht. Der Muhamedanismus gewährt den Fürsten nur zehn bis zwölf Jahre; denn die Verbrechen vermehren die Fürsten; unter den Ungläubigen aber muss es nothwendig unendlich mehr Verbrechen und unendlich weniger Tugenden geben als unter uns, wie gross auch die Abnahme der Sitten sein mag; da ungeachtet dieser

*) Propter peccata terrae multi principes eius, et propter hominis sapientiam et horum scientiam quae dicuntur, vita ducis longior erit. (Prov. XXVIII, 2.)

**) Sins of government, sins of the nations. A discourse intended for the late fast. (London chronicle 1793 no 5747.) Dieser Titel und dieses Thema könnte gewiss nur von einem weisen und erleuchteten Geiste aufgefasst werden.

***) Sir Wm. Jones Works, tom. V, p. 554. (In der Vorrede zu seiner Beschreibung von Asien.)

Abnahme, doch wenigstens beständig die Wahrheit uns gepredigt wird, und wir dieselbe vernehmen und die Einsicht haben sie zu erkennen.

Die Dauer der Regierungen wird in den christlichen Ländern auf fünf und zwanzig Jahre kommen können. In Frankreich ist sie in einem Zeitraum von dreihundert Jahren im Durchschnitt fünf und zwanzig Jahre. In Dänemark, Portugal, Piemont zwei und zwanzig Jahre. Man sieht, es findet in dieser Hinsicht ein Unterschied zwischen den verschiedenen christlichen Regierungen statt; aber alle christlichen Regierungen haben eine längere Dauer als alle nicht-christlichen, ältere und neuere.

Ein wichtiges Resultat über die Dauer der Regierungen würde man noch aus den protestantischen Fürstenthümern gewinnen können, wenn man sie mit sich selbst vor der Reformation, und mit denjenigen die den Glauben nicht geändert haben, vergleicht.

Die Regierungen in England, welche vor der Reformation eine Dauer von mehr als drei und zwanzig Jahren hatten, haben nach dieser Zeit nicht mehr als siebenzehn Jahre gehabt. Die Schwedischen sind von zwei und zwanzig ebenfalls auf siebenzehn herabgekommen. Es könnte also sein, dass das Gesetz, welches in Rücksicht auf die ungläubigen oder diejenigen Nationen, welche von Anfang an nicht unter dem Einflusse des heiligen Stuhles standen, unbestreitbar ist, sich auch bei den Nationen offenbarte welche erst nachdem sie vorher jenen Einfluss erfahren hatten, katholisch zu sein aufhörten. Dennoch muss man noch warten, ehe man ein allgemeines Gesetz über die kürzere Dauer der Regierungen aufstellt; es muss noch unbekannte Ursachen geben, die dasselbe modificiren, wie z. B. Dänemark kraft irgend einer verborgenen Ursache diesem Gesetze noch nicht anheim gefallen zu sein scheint. Da aber dieses Gesetz offenbar ist, so kommt es nur darauf an,

zu untersuchen wie weit es sich erstreckt. Man kann nicht tief genug den Einfluss der Religion auf die Dauer der Regierungen und der Dynastien zu erforschen suchen.*)"

Bürgerliche Freiheit der Menschen.

Der Papst ist das natürliche Oberhaupt, der mächtigste Beförderer, der grosse Demiurg der allgemeinen Civilisation; sein Einfluss in dieser Hinsicht findet eine Gränze nur in der Blindheit oder dem bösen Willen der Fürsten. Nicht minder haben sich die Päpste um die Menschheit durch die Ausrottung der Knechtschaft verdient gemacht, die sie unermüdlich bekämpft haben, und die sie allenthalben, wo man sie gewähren lässt, unfehlbar ausrotten werden, ohne Erschütterungen oder Zerwürfnisse zu veranlassen oder Gefahren besorgen zu lassen.

Es ist eine lächerliche Eigenthümlichkeit unserer Zeit, über alles nach abstracten Theorien zu urtheilen, ohne die Erfahrung zu befragen; um so lächerlicher, als man zu gleicher Zeit nicht aufhört, gegen alle Philosophen zu schreien, die von abstracten Prinzipien ausgegangen sind, ohne diese in der Erfahrung zu suchen.

Es ist sonderbar, wenn Rousseau seinen Contrat social mit diesem hochtrabenden Satze beginnt: „Der Mensch ist frei geboren und überall liegt er in Banden.“

*) In unserem regierenden Hause kommen nach Einführung der Reformation in dreihundert Jahren über sieben und zwanzig Jahre auf die durchschnittliche Dauer einer Regierung. „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!“

Was meint er damit? Augenscheinlich will er nicht von der Wirklichkeit sprechen, da er in derselben Phrase versichert, dass **allenthalben** der Mensch in Banden liegt. Es handelt sich also vom Recht; aber eben dieses musste er beweisen gegen die Wirklichkeit.

Dieser thörichten Behauptung: „der Mensch ist freigebohren“ widerspricht die Wirklichkeit. Zu allen Zeiten und an allen Orten ist, bis zur Verbreitung des Christenthums und ehe dasselbe genugsam in die Herzen gedrungen war, die Sklaverei immer als ein nothwendiges Stück in der Verfassung der Völker betrachtet worden, in den Republiken wie in den Monarchien, ohne dass es je einem Philosophen eingefallen wäre die Sklaverei zu verdammen, noch einem Gesetzgeber sie durch Grundgesetze oder Verordnungen zu hemmen.

Einer der tiefsten Philosophen des Alterthums, Aristoteles, ist, wie jedermann weiss, so weit gegangen auszusprechen, einige Menschen würden als Sklaven geboren. Ich weiss wohl, dass er in unserer Zeit wegen dieses Ausspruches getadelt worden ist; aber man hätte ihn nur zu verstehen suchen sollen, statt ihn zu kritisiren. Sein Satz ist auf die ganze Geschichte, welche die politische Erfahrung ist, und auf die Natur des Menschen, der die Geschichte macht, gegründet.

Wer die leidige Natur des Menschen genugsam studirt hat, der weiss, dass der Mensch im Allgemeinen, wenn er sich selbst überlassen ist, zu böse ist um frei zu sein.

Man prüfe sich in seinem eigenen Herzen, und jeder wird fühlen, dass allenthalben, wo die bürgerliche Freiheit einem jeden zukömmt, es, ohne irgend eine ausserordentliche Hülfe, kein Mittel mehr giebt, die Menschen die eine Nation bilden zu regieren.

Daher kömmt es, dass die Sklaverei beständig der natürliche Stand eines sehr grossen Theiles des menschlichen

Geschlechts ist bis zur Herrschaft des Christenthums, und da der gesunde Sinn der Menschen die Nothwendigkeit dieser Ordnung der Dinge fühlte, so wurde dieselbe niemals durch Gesetze noch durch Theorien angegriffen. Ein grosser Römischer Dichter hat eine furchtbare Sentenz dem Cäsar in den Mund gelegt:

„Das menschliche Geschlecht lebt nur für Wenige.“*)

Diese Sentenz, in dem Sinne den ihm der Dichter giebt, hat etwas Machiavellistisches und das Gefühl verletzendes; aber aus einem andern Gesichtspunkt betrachtet, ist sie sehr richtig. Ueberall haben Wenige die Menge geleitet; denn ohne eine mehr oder weniger starke Aristokratie giebt es keine Regierung die stark genug wäre.

Die Zahl der freien Menschen war in dem Alterthum bei weitem geringer als die Zahl der Sklaven. Athen hatte 40,000 Sklaven und 20,000 Bürger.***) In Rom, welches gegen das Ende der Republik ungefähr 1,200,000 Einwohner zählte, waren kaum 2000 Besitzende,****) woraus man auf die grosse Menge der Sklaven schliessen kann; ein einzelner vornehmer Mann hatte zuweilen mehrere Tausende in seinem Dienst†) Es wurden einst vierhundert Sklaven eines einzigen Hauses hingerichtet in Folge eines schrecklichen Gesetzes, nach welchem zu Rom, wenn ein Römischer Bürger in seinem Hause getödtet worden, alle Sklaven, welche zuletzt um ihn gewesen waren, zum Tode geführt wurden.††) Und als davon die Rede war, den

*) Humanum paucis vivit genus. Lucan. Phars.

**) Larcher über Herodot, Buch 1, Note 258.

***) Vix esse duo milia hominum qui rem habeant. Cic. de off.

†) Juvenal. Sat. III, 140.

††) Tacit. ann. XIV, 43. Die bei dieser Gelegenheit im Senat gehaltenen Reden sind sehr merkwürdig.

Sklaven eine besondere Kleidung zu geben, widersetzte sich der Senat, aus Furcht, sie möchten darauf kommen, sich zu zählen. *)

Andere Nationen würden ähnliche Beispiele liefern; aber es wäre überflüssig, des Breiteren zu beweisen, was niemanden unbekannt ist, dass bis zur Epoche des Christenthums die Welt stets voller Sklaven war, und niemals die Weisen diesen Zustand getadelt haben. Diese Behauptung steht unerschütterlich fest.

Da erschien das göttliche Gesetz auf der Erde. Als bald bemächtigte es sich der Herzen der Menschen, und brachte in denselben eine Wandelung hervor, die jeden aufmerksamen Beobachter ewig mit Bewunderung erfüllen muss. Die Religion begann vor allem, unablässig an der Abschaffung der Sklaverei zu arbeiten. Keine andere Religion, kein Gesetzgeber, kein Philosoph hatte dies jemals gewagt, oder auch nur gedacht. Das Christenthum, das durch den göttlichen Geist wirkte, wirkte eben deshalb aber langsam; denn alle gesetzmässige Wirksamkeit, welcher Art sie auch sei, geht stets unmittelbar von Statten. **Allenthalben wo man Geräusch, Ungestüm, Zerstörung wahrnimmt, kann man sicher sein dass Verbrechen oder Thorheit handeln.**

Die Religion war in beständigem Kriege mit der Sklaverei, bald hier bald da gegen sie kämpfend auf die eine oder die andere Weise, ohne je zu ermüden; die Fürsten mussten, wenn sie sich auch keine Rechenschaft davon geben konnten, fühlen, dass das Priesterthum sie eines Theils ihrer Mühen und ihrer Furcht entledigte, und ergaben sich seinen wohlwollenden Absichten.

*) Adam's Roman antiquities. London p. 35 sqq.

„Endlich, im Jahre 1167 erklärte Papst Alexander III
 „im Namen des Concils, dass alle Christen von der
 „Sklaverei befreit sein sollten. Durch dieses Ge-
 „setz allein muss sein Gedächtniss allen Völkern theuer
 „sein; wie seine Anstrengungen die Freiheit Italiens zu
 „behaupten seinen Namen allen Italienern werth machen
 „müssen. Kraft dieses Gesetzes erklärte Louis Hutin lange
 „Zeit nachher, alle Leibeigenen, die noch in Frankreich
 „wären, für frei. Doch nur allmählig und mit
 „grosser Mühe gelangten die Menschen zu ihrem natür-
 „lichen Recht.“ *)

Wahrlich, das Andenken des Papstes muss al-
 len Völkern theuer sein. Seiner hohen Stellung kam
 gesetzmässig die Initiative eines solchen Gesetzes zu; aber
 man bemerke wohl, er sprach es aus erst im zwölften
 Jahrhundert, und selbst da erklärte er nur das Recht zur
 Freiheit, nicht die Freiheit selbst. Weder Gewalt noch
 Drohungen erlaubte er sich. Was gut werden soll, darf
 nicht übereilt werden.

Allenthalben wo eine andere Religion herrscht als die
 unsrige, ist die Sklaverei von Rechtswegen; und allenthal-
 ben wo die Religion sinkt, da wird die Nation, genau in
 demselben Maasse, der allgemeinen Freiheit weniger fähig.

Wir haben gesehen, dass der gesellschaft-
 liche Zustand erschüttert wurde, weil in Europa

*) Voltaire, Essai sur les mœurs, ch. LXXXIII. Voltaire
 steckt hier noch in den Träumen seiner Zeit, wenn er das na-
 türliche Recht des Menschen auf die Freiheit anführt. Ich möchte
 wissen, wie er das Recht gegen die Thatsachen behaupten will,
 die unwiderleglich beweisen, dass die Sklaverei der natürliche
 Zustand eines grossen Theils des Menschengeschlechts ist, bis zur
 Befreiung durch übernatürliche Hülfe.

zu viel Freiheit und zu wenig Religion war. Es werden noch andere Bewegungen kommen, und die gute Ordnung wird nicht eher gründlich gesichert sein, als bis die Sklaverei oder die Religion wiederhergestellt sein werden.

Die Regierung allein vermag nicht zu regieren. Das ist ein Satz, der um so gewisser erscheinen wird, je mehr man darüber nachdenkt. Sie bedarf, als einer durchaus unentbehrlichen Dienerin, entweder der Sklaverei, welche die Zahl derer vermindert die mit eigenem Willen handeln, oder der göttlichen Kraft, welche durch geistiges Impfen die natürliche Widerspenstigkeit des Willens vernichtet und die Menschen in den Stand setzt, in Uebereinstimmung zu handeln ohne sich zu schaden.

Die neue Welt hat einen neuen Beitrag zur Vervollständigung dieses Beweises geliefert. Was haben die katholischen Missionaire, d. h. die Gesandten des Papstes, nicht gethan, um die Knechtschaft auszurotten, um das Menschengeschlecht in diesen ausgedehnten Gegenden zu trösten, gesunden zu lassen, zu veredeln!

Wo man diese Wirksamkeit der Religion gewähren lässt, wird sie dieselben Erfolge haben.

Aber man glaube nicht, dass die Kirche, oder der Papst — denn beides ist eins — bei ihrem erklärten Kriege gegen die Knechtschaft kein anderes Ziel habe als die politische Vervollkommnung des Menschen. Für sie giebt es etwas Höheres, das ist die sittliche Vervollkommnung, von der die politische nur eine Abzweigung ist. Wo die Knechtschaft herrscht, kann es keine wahre Sittlichkeit geben wegen der ungeordneten Herrschaft des Mannes über die Frau. Schon wenn diese frei über ihre Handlungen bestimmen darf, ist sie nur zu schwach gegen die sie umgebenden Verführungen; wie würde sie daran sein, wenn auch nicht ihr Wille sie schützen kann. Selbst der Ge-

danke an Widerstand wird verschwinden; das Laster wird eine Pflicht, und da das Vergnügen sich so leicht darbietet, wird der Mensch, immer mehr herabsinkend, sich nicht mehr erheben können über die Sitten Asiens.

Buchanan, dem ich sehr gern diese wahre und wichtige Stelle entlehnt habe, hat sehr wohl bemerkt, dass in allen Ländern, wo das Christenthum nicht herrscht, eine gewisse Tendenz zur Herabwürdigung der Frauen bemerkt wird. *)

Diese Wahrheit springt in die Augen; man kann sogar den Grund dieser Herabwürdigung angeben, gegen die nur ein übernatürliches Prinzip wirken kann. Allenthalben wo unser Geschlecht das Laster fordern kann, wird es weder eine sittliche Wahrheit, noch eine wahrhafte Sittlichkeit geben. Die Frau, die alles über das Herz des Mannes vermag, zieht ihn ganz zu sich herab in ihre Verdorbenheit, zu der sie von ihm erniedrigt worden, und die Nationen verkommen in diesem Abgrund des Lasters, aus dem es ihnen durchaus unmöglich ist durch ihre eigenen Kräfte sich zu erheben.

Durch einen ganz entgegengesetzten und eben so natürlichen Einfluss ist das wirksamste Mittel den Mann zu vervollkommen, die Veredlung und Erhebung der Frauen. Daran arbeitet allein das Christenthum ohne Unterlass mit unfehlbarem Erfolg, nur mehr oder weniger wirksam, je nach den verschiedenartigen und vielfältigen Hindernissen, die seiner Thätigkeit entgegenarbeiten. Aber diese unermessliche und heilige Macht des Christenthums ist vergeblich, wenn sie nicht in eine einzige Hand gegeben ist, die sie ausübt und geltend macht. Es verhält sich mit dem Christenthum, wenn es auf der Erde zerstreut sich findet, wie mit einer

*) Christian Researches in Asia, etc. by the R. Claudius Buchanan, D. D. Londres 1812. p. 56.

Nation, die nur Bestand, Wirksamkeit, Macht, Ansehen, ja einen Namen hat durch die Fürstengewalt, die sie repräsentirt und ihr eine moralische Persönlichkeit unter den andern Völkern giebt.

Die Frau ist noch mehr als der Mann dem Christenthume schuldig. Von ihm hat sie ihre ganze Würde. Die christliche Frau ist wahrhaft ein übernatürliches Wesen, weil sie durch dasselbe zu einem Stande erhoben und darin gehalten wird, in dem sie natürlicher Weise sich nicht findet. Aber durch welche Dienste vergilt sie diese Veredelung!

So ist das menschliche Geschlecht natürlicher Weise Sklav, und kann aus diesem Stande nur auf übernatürliche Weise erhoben werden. Mit der Knechtschaft kann keine eigentliche Sittlichkeit bestehen; ohne das Christenthum giebt es keine allgemeine Freiheit; und ohne den Papst kein wahrhaftes Christenthum, d. h. kein wirksames, mächtiges, bekehrendes, regenerirendes, eroberndes, vervollkommnendes Christenthum. Der oberste Priester gehörte dazu um die allgemeine Freiheit zu proclamiren; er that es, und seine Stimme hallte in der ganzen Welt wieder. Er allein machte diese Freiheit möglich, er in seiner Eigenschaft als einziges Haupt dieser Religion, die allein fähig ist den Willen der Menschen zu beugen, und die nur durch ihn ihre ganze Macht entwickeln konnte. Man müsste blind sein um nicht zu sehen, dass heutzutage allenthalben die Fürstengewalt in Europa schwach wird. Sie verliert von allen Seiten an Vertrauen und Liebe. Die Secten vervielfältigen sich und der Sondergeist nimmt Ueberhand auf eine Schrecken erregende Weise. Man muss den Willen der Menschen reinigen oder ihn in Fesseln legen; es giebt kein anderes Mittel. Die Dissidenten, die die Knechtschaft mit sich führen, werden sie behalten, oder

umkommen. Die übrigen werden in die Knechtschaft zurückgeführt werden oder zur Einheit. . . .

Wer verbürgt mir, dass ich morgen noch lebe? Ich will daher noch heute einen Gedanken, der mir in Betreff der Sklaverei kömmt, niederschreiben, sollte ich auch etwas abschweifen, was ich jedoch nicht glaube.

Was ist der Klosterstand in den katholischen Ländern? Er ist die veredelte Sklaverei. Zu dem Nutzen, den die ursprüngliche Einrichtung gewährte, kommen noch eine Menge besondere Vortheile. Der Mensch wird nicht erniedrigt, das religiöse Gelübde heiligt ihn; er wird nicht den Lasten Anderer dienstbar, er wird davon befreit. Indem das Gelübde ihn einer Person seiner Wahl — dem Oberen — unterwirft, erklärt es ihn frei im Verhältniss zu allen übrigen, mit denen er nichts zu schaffen hat. *)

*) Auf die Gefahr hin, der Anmassung beschuldigt zu werden, indem ich meinen unbekannten Namen dem des berühmten De Maistre an die Seite setze, nehme ich mir die Freiheit, hier eine Stelle aus einem Briefe über das katholische Priesterthum zu wiederholen, den ich schon im Jahre 1842 unter dem Titel: „Lettre sur le Célibat des Prêtres“ veröffentlichte. Man wird wenigstens nicht von mir sagen können: „Quand le diable fut vieux, il se fit ermite.“

Posen, ce 28 août 1842.

Je ne sais pas au juste quand le mariage des prêtres est passé en loi dans l'église. Je crois que ce n'est que sous Grégoire VII, au 10 ou 11 siècle; je suis toujours à cent ans près des dates. Mais dès les premiers tems du christianisme le célibat était regardé comme un état plus parfait, ce qu'on voit dans St. Paul lui-même. Au reste les considérations de morale pratique, les faits historiques, fournissent peu d'arguments aux défenseurs de la discipline catholique à ce sujet; le grand, le vrai motif de cette règle austère, c'est que le prêtre catholique est l'homme du ciel et qu'il doit être séparé de l'homme du monde non seulement par son titre d'apôtre et par sa doctrine, mais par toutes ses

So bald man den Eigen-Willen der Menschen schwächen kann, ohne diese selbst zu erniedrigen, erweist man der

actions: il ne doit tenir à la terre que par la charité, et toute affection charnelle retrécit la sphère d'amour divin dans laquelle il doit perdre son âme. Sa vie est toute surnaturelle: il est une sentinelle avancée de l'esprit. Son pain c'est l'enthousiasme, sa gloire le dévouement. Rien de tout cela ne s'atteint par des moyens humains, mais la vie du prêtre catholique est arrangée précisément pour prouver que Dieu est avec lui tout le temps qu'il passe sur la terre, c'est un miracle permanent; et quand la merveille qu'on exige de lui ne se réaliserait qu'une fois sur mille, cet unique exemple de triomphe de la volonté ou plutôt de la grâce sur les passions, de la supériorité de l'esprit sur la chair, ferait plus pour la cause de la vérité que les vertus pratiques et citoyennes de neuf cent quatre-vingt-dix-neuf prêtres mariés, fussent-ils les plus honnêtes gens de la terre. Ce n'est pas par les vertus ordinaires que le christianisme s'est établi, ni qu'il durera autant que le monde, c'est par les vertus surnaturelles. L'ordre, la probité, l'humanité font d'excellents bourgeois; mais à elles seules elles feraient de très mauvais prêtres: la foi, la charité s'allument à d'autres feux qu'à la flamme du foyer domestique, et l'ère du matérialisme qui a commencé pour l'Europe moderne avec Jean Huss et Luther devait nécessairement s'ouvrir par le mariage des prêtres. Les protestants ont beau dire, la religion n'existe plus pour eux, ce sont des chrétiens comme il y avait des platoniciens et des stoïciens: la question véritable n'est plus entre les sectes et l'église même: elle est entre l'examen et la foi, entre la philosophie et la religion. Quand le monde se sera bien battu encore là-dessus, sans savoir clairement lui-même pour quoi il se bat, ceux qui voudront une religion, sauront bien la prendre où elle est, et ce n'est certes pas chez les prêtres mariés, excellents citoyens, bons pères de famille, professeurs de morale, mais très mauvais évangélistes, qu'on la retrouvera. C'est la sanction des martyrs qui fait que les apôtres ne manqueront jamais à l'église: et voilà ce que Hildebrand avec son esprit prophétique et ses vues plus que politiques avait pressenti au commencement des luttes du moyen âge, quand il a décrété le mariage des prêtres aboli. Par là il a voulu fortifier l'église

Gesellschaft einen unschätzbaren Dienst, indem man die Regierung der Sorge überhebt, diese Menschen zu überwachen, sie zu beschäftigen und vor allem sie zu bezahlen. Es war gewiss ein glücklicher Gedanke, friedfertige Bürger zu vereinigen, die arbeiten, beten, studiren, schreiben, Almosen sammeln, das Land bauen und keine Ansprüche an die Staatsgewalt machen.

Diese Wahrheit dringt sich besonders jetzt auf, wo von allen Seiten so viel Leute der Regierung zur Last fallen und diese nicht weiss, wo sie selbige unterbringen soll. Eine ungestüme Jugend, frei zu ihrem Unglücke, Reichthum und Befriedigung ihrer Gelüste suchend, stürzt sich schaarweise in die öffentliche Laufbahn. Alle Aemter haben vier oder fünf Mal mehr Bewerber, als für sie nöthig sind. Man möchte keine Verwaltung in Europa finden, wo nicht die Zahl der Beamten seit funfzig Jahren sich auf das Drei- und Vierfache vermehrt hätte. Man sagt, die Geschäfte hätten sich vermehrt; nein, Eigennutz und Ehrgeiz sind es, die die Geschäfte vermehren. Alle streben nach Ein-

contre les attaques qu'il prévoyait: et sa manière des fortifier n'a pas été d'augmenter le nombre des honnêtes prêtres, mais de forcer un petit nombre de soldats de Jésus-Christ à vivre dans la perfection comme leur maître. Encore une fois, la prière d'un de ces soldats saints fait plus que la bonne conduite d'une légion de prêtres mariés. Bossuet dit: „Les Macchabées étaient vaillants, et pourtant ils combattaient par leurs prières plus que par leurs armes, assurés par l'exemple de Moïse que les mains élevées vers le ciel enfoncent plus de bataillons que celles qui frappent.“

Voici le véritable esprit de l'église: on le retrouve toujours, car l'église est le monument le plus homogène, le plus systématique, dont le plan recèle le plus de conséquence dans les sentiments et dans les idées que la terre ait vu. L'architecte est venu du ciel, et voilà pourquoi son oeuvre est si merveilleuse

E. de B.

fluss und Aemtern, sie belagern alle Thüren und nöthigen zur Creirung neuer Stellen. Viel zu viel Freiheit, Bewegung giebt es in der Welt, zu sehr ist der Wille entfesselt. Wozu nützen die Klostergeistlichen? fragt man. Es sollen eben so viel Schwachköpfe sein. Wie so? Kann man nicht dem Staate dienen, ohne mit einem Amte bekleidet zu sein? Ist es keine Wohlthat für den Staat, wenn man die Leidenschaften in Ketten legt und die Laster unschädlich macht? Wenn Robespierre anstatt Advokat ein Capuziner gewesen wäre, so hätte man auch wohl von ihm gesagt: „Wozu nützt dieser Mensch?“ Hundert und aber hundert Schriftsteller haben die zahlreichen Dienste ins Licht gesetzt, die der Klosterstand der Gesellschaft gebracht hat. Dennoch wird es erspriesslich sein, ihn noch unter einem Gesichtspunkte zu betrachten, der gar wenig beachtet worden und der nicht der unbedeutenste ist, indem wir nemlich diesen Stand als eine unschätzbare Hülfe der Regierung ansehen, deren grösstes Interesse darin liegt, der inneren Bewegung des Staates Maass zu geben und die Zahl derjenigen, die keine Ansprüche an ihn machen, zu vermehren.

Heut zu Tage will — das verdanken wir dem allgemeinen Unabhängigkeitssystem und dem unermesslichen Stolze, der sich aller Klassen bemächtigt hat — jedermann Offizier sein, richten, schreiben, verwalten, regieren. Man verliert sich in dem Wirbel der Geschäfte; man seufzt unter der erdrückenden Last der Schriften; die Hälfte der Menschen ist damit beschäftigt, die andere zu regieren. Wie will das gehen!

heimissvoll, aber oft durch Zusammenhang zwischen der Dauer der Regierungen und der Volkseinheit des religiösen Principes. Es gibt keinen König von Volkes-Handen, da die christlichen Fürsten eine längere Lebensdauer haben als die übrigen Menschen, trotz der Beschränkung ihrer Macht, deren ihr Stand ausgesetzt ist; und diese Erscheinung wird noch schlagender in dem Alter, als sie die lebendigen göttliche Kraft bestärken; denn es kann mehr oder weniger Fürstengewalt geben, gerade wie es mehr oder weniger kann.

Schluss.

Wollen wir gewissenhaft und aufrichtig sein, so können wir nicht zweifeln, das Christenthum ist es, was die Europäische Monarchie gebildet hat. Aber ohne den Papst giebt es kein wahrhaftes Christenthum, ohne den Papst verliert die göttliche Stiftung ihre Macht, ihren göttlichen Charakter und ihre bekehrende Kraft; ohne den Papst giebt es nur noch ein menschliches System, einen menschlichen Glauben, der unfähig ist in die Herzen zu dringen und sie zu mildern, um den Menschen für eine höhere Stufe der Wissenschaft, der Moral und der Civilisation empfänglich zu machen. Jedes Fürstenhaupt, das von der heilsamen Hand des obersten Priesters nicht gesalbt ist, wird immer den übrigen nachstehen, sowohl in der Dauer der Regierung, als in seiner Würde und den Formen der Verwaltung.

Jede Nation, selbst eine christliche, welche die bildende Kraft nicht genugsam empfunden hat, wird ebenfalls ewig unter den übrigen stehen, wenn alle übrigen Verhältnisse gleich sind; und jede Nation, die, nachdem sie den Einfluss der allgemeinen Kirche erfahren, sich abgesondert, wird am Ende fühlen dass ihr etwas fehlt, und wird früh oder spät durch die Einsicht oder durch das Unglück zurückgeführt werden. Es giebt für jedes Volk einen ge-

heimnissvollen aber offenbaren Zusammenhang zwischen der Dauer der Regierungen und der Vollkommenheit des religiösen Prinzipes. Es giebt keinen König von Volkes Gnaden, da die christlichen Fürsten eine längere Lebensdauer haben als die übrigen Menschen, trotz der besonderen Zufälle, denen ihr Stand ausgesetzt ist; und diese Erscheinung wird noch schlagender in dem Maasse, als sie die lebendigmachende göttliche Lehre beschützen; denn es kann mehr oder weniger Fürstengewalt geben, gerade wie es mehr oder weniger Adel geben kann. *)

*) Da der Adel nur eine Erweiterung des Fürstenthums ist, *magnum Jovis incrementum*, so zeigt er im Kleinen alle Charaktere seiner Mutter, und vor allem, er wird weder mehr noch weniger Menschliches haben als sie. Denn es ist ein Irrthum zu glauben dass im eigentlichen Sinne die Fürsten adeln könnten; sie können bloss die natürliche Veredlung sanctioniren. Der wahre Adel ist der natürliche Wächter der Religion; er ist dem Priesterthum verwandt und hört nicht auf es zu beschützen. Appianus Claudius sagte in dem Römischen Senat: „die Verwaltung der Religion kömmt den Patriciern zu!“ *Auspicia sunt Patrum*. Und Bourdaloue sagte vierzehn Jahrhunderte später, in einer christlichen Predigt: „Die Religion findet zu ihrem Gedeihen keine geeignetere Stütze als in den Grossen.“ (Serm. sur la conc. pag. 11.) Dieselbe Idee ist von Verschiedenen je nach dem Geiste ihrer Zeit ausgedrückt worden. Wehe dem Volke, bei welchem der Adel den Glauben verlässt — Frankreich, das im Guten wie im Bösen so viele grosse Beispiele gegeben hat, hat es eben der Welt bewiesen. Denn jene Furie, welche man die Französische Revolution nennt, ist eine Tochter entsprossen aus der gottlosen Buhlerei des französischen Adels mit der falschen Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts. Die Schüler des Alcoran sagen: „eines der Zeichen von dem Ende der Welt wird sein das Aufsteigen der Menschen niedrigen Ranges zu hohen Würden.“ (Pocock bei Sale, *Obs. hist. et crit. sur le mahom. sect. IV.*) Es ist dies eine orientalische Uebertreibung, welche eine geistreiche Frau auf ihr für Europa geltendes Maass zurückgeführt hat

Die Mängel des Papstthums, die ungeheuer übertrieben oder übel dargestellt werden, sind übrigens nur ein menschliches Beiwerk, wie es von jeder Einrichtung das auf Erden zur Erscheinung kommt, unzertrennlich ist; und wenn man alles wohl prüft und mit der kältesten und unparteiischsten Philosophie erwägt, so bleibt erwiesen, dass die Päpste die Begründer, die Schützer, die Retter und die echten constituirenden Genies des neueren Europas waren.

Allerdings hat jede denkbare Regierung ihre Fehler und ich leugne nicht, dass auch die priesterliche Regierung

(Lady Mary Nortley Montagle's Works, tom. IV, pag. 223. 224). Gewiss ist, dass für den Adel wie für das Fürstenthum es eine verborgene Beziehung giebt zwischen der Religion und der Dauer der Familien. Der ungenannte Autor eines Englischen Romans, mit dem Titel „Der Förster“, von dem ich nur einige Auszüge habe lesen können, hat über den Verfall der Familien und den Wechsel des Besitzthums in England merkwürdige Beobachtungen gemacht, die ich in Erinnerung bringe, ohne mir ein Urtheil über sie anzumaassen: „Es muss gewiss, sagt er, etwas von Grund aus Schlimmes, das beunruhigen muss, in einem Systeme vorhanden sein, welches innerhalb eines Jahrhunderts in der Erbfolge und unter den unbekannten Namen mehr Unheil angerichtet hat als alle Verwüstungen, die die bürgerlichen Kriege der Yorks und Lancaster und zur Zeit Karls I in den drei vorhergegangenen Jahrhunderten zusammen mit sich geführt haben;“ u. s. w. (Anti-Jacobin review and magazine, nov. 1803. no LVIII, pag. 249.)

Wenn die alten Englischen Geschlechter in der That seit ungefähr einem Jahrhundert in einer beunruhigenden Anzahl untergegangen sein sollten (was ich nicht mit einem einzigen Zeugniß zu versichern wage), so wäre dies nur eine beschleunigte und deshalb um so sichtbarere Wirkung eines Gerichtes, dessen Vollziehung auf jeden Fall gleich nach der Sünde begonnen hätte. Warum sollte auch der Adel mehr erhalten werden, nachdem er die Religion aufgegeben? Warum sollte es ihm besser ergehen als seinen Herren deren Regierungen abgekürzt worden?

in der politischen Ordnung die ihrigen habe; allein, wenn man alle Kritik erschöpft hat und, nach der Gerechtigkeit, in die andere Wageschale alle Vortheile der Monarchie legt, was ist das letzte Resultat? Sie ist die beste, die dauerndste, die dem Menschen natürlichste Regierung. Lasst uns eben so über Rom urtheilen. Es ist eine Monarchie, die einzige Regierungsform die möglich ist um die Kirche zu regieren, und wie erhaben auch diese Monarchie über den übrigen stehe, unmöglich ist es dass nicht die menschlichen Leidenschaften sich um eine Macht sammeln und die Spuren ihrer Thätigkeit sich nicht zeigen sollten; das kann jedoch nicht verhindern, dass die Regierung des Papstes die mildeste, friedlichste und sittlichste aller Monarchien ist, so wie die grössesten Uebel, welche die weltliche Monarchie erzeugt, nicht verhindern, dass diese die beste Regierungsform sei.

Indem ich diese Abhandlung schliesse, protestire ich gegen jede Art Uebertreibung. Möge die pontificale Macht sich in ihren richtigen Schranken halten; aber mögen diese Schranken nicht durchbrochen oder verrückt werden zu Gunsten der Leidenschaften und der Unwissenheit; möge man vor allem nicht die öffentliche Meinung durch eitle Schreckbilder beunruhigen. Nicht das Uebermaass der geistlichen Macht haben wir jetzt zu fürchten; im Gegentheil, wir müssen fürchten, dass den Päpsten die nöthige Kraft fehlen möchte, die ungeheure Last zu tragen, die ihnen auferlegt ist, und dass sie, indem sie sich zu viel beugen müssen, am Ende die Macht wie die Gewohnheit verlieren möchten Widerstand zu leisten. Man gebe ihnen in aufrichtigem Glauben was ihnen gebührt; seinerseits weiss der Papst was er der weltlichen Autorität schuldig ist, die nie einen unerschrockenern und mächtign Vertheidiger als in ihm finden wird. Aber es ist Noth dass auch er seine Rechte zu vertheidigen wisse, und wenn

irgend ein Fürst in seiner Weisheit, ähnlich der jenes Sohnes der seinen Vater durch böse Handlungen zu entehren drohte, den seinigen mit dem Abfall bedrohte, um ihm irgend eine Nachgiebigkeit abzutrotzen, so würde der Nachfolger des heiligen Petrus sehr wohl antworten können was schon in alter Zeit gesagt worden:

„Du willst mich verlassen? Gut denn, geh! Folge deiner Leidenschaft, die dich hinreisst. Erwarte aber nicht von mir, dass ich, um dich zurückzuhalten, mich zu demüthigen Bitten herablasse! Geh! Um mir die gebührende Ehre zu erweisen, werden andere Menschen mir bleiben. Vor allem, Gott wird mir bleiben!“ *)

Das möge der Fürst bedenken.

*) Φεῦγε μάλ' εἴ τοι θυμός ἐπέσσυται. οὐδὲ σέγωγε
 λίσσομαι εἴνεκ' ἐμεῖο μένειν· πάρ' ἔμοιγε καὶ ἄλλοι
 οἳ κέ με τιμήσουσι, ΜΑΛΙΣΤΑ ΔΕ ΜΗΤΙΕΤΑ ΖΕΥΣ.

Hom. Iliad. 1, 173—175.

hundert ein Tausend in seiner Weisheit, ähnlich der jenen
 Sonne der neuen Zeit durch diese Handlungen zu ent-
 scheiden drohte, den schweben mit dem Adell bedrohte, um
 ihm hundert eine nachgehende Antwort zu geben, so würde der
 Nachfolger des hohen Thrones nicht wohl antworten kön-
 nen was schon in der Zeit gesagt worden:

Da willst auch verlassen? Auf denn, geh! Folge
 deiner Leidenschaft, die dich hinzieht. Erwarte aber nicht
 von mir, dass ich und die meine zurückbleiben, nach zu-
 mündigen Mitten abzubrechen! Geh! Ein man die ge-
 rechte Ehre zu erwirken, werden andere Menschen mit
 bleiben. Vor allem, Gott wird mir bleiben! *)

Das möge der Fort bedürfen.

Druck von J. Draeger in Berlin, Adlerstr. 9.

In demselben Verlage zu erscheinen und durch ihn
Veränderungen zu haben.

Geschichte über den Krieg.

Ans dem Petersburger Abenden

des

Graten Joseph de Maitre.

Herausgegeben

und

den Herren Mitgliedern des kaiserl. russ. literar. Vereins

von

Eugen von Bress.

Heft 1. 2te

Es ist eine geistreiche Apologie des Krieger- und Kriegerstandes,
die nicht nur für Militäre, sondern für jeden Gebildeten von
hohem Interesse ist.



In demselben Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Gespräch über den Krieg.

Aus den Petersburger Abenden

des

Grafen Joseph de Maistre.

Herausgegeben

und

den Herren Officieren des Königl. Preuss. Heeres gewidmet

von

Eugen von Breza.

Preis 7 ½ Sgr.

Eine geistreiche Apologie des Krieges und Kriegerstandes, die nicht nur für Militairs, sondern für jeden Gebildeten von hohem Interesse ist.



Druck von J. Draeger in Berlin, Adlerstr. 9.



Maistre, Joseph Marie <<de>>,

Gespräch über den Krieg Aus den Petersburger-Abenden des Grafen Joseph de
Maistre

Berlin 1851

Pol.g. 601 i

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10769863-4